

sommerakademie

ARCHITEKTUR



Heim@rt: Bauen ist eine Kunst

7.-10. Juni 2016, Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen

2016



Sommerakademie Architektur 2016: Heim@rt: Bauen ist eine Kunst.

Architektur und Stadtplanung sind immer von Menschen für Menschen gemacht. Ein schwieriger Spagat? Oder gar eine Kunst? Es lohnt sich, genauer hinzuschauen. Und sich Unterstützung von Wissenschaftlern zu holen, die den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit rücken.

Zwei Neuheiten gab es bei der 5. Sommerakademie Architektur: Erstmals beschäftigten sich die teilnehmenden Studierenden nicht mit dem Bestand, sondern mit einem noch zu erschließenden Gelände in Ludwigshafen. Und ebenfalls erstmals haben wir Dozenten und Studierende des Fachbereichs Sozialwesen der Hochschule Ludwigshafen eingeladen, die Veranstaltung und vor allem die Workshops zu begleiten. Es entstand ein fruchtbarer interdisziplinärer Austausch, der in die Ausarbeitungen der Architektur Studierenden einfluss.

Die positive Resonanz der Teilnehmer bestärkt uns, auch bei künftigen Sommerakademien mit Experten anderer Fachrichtungen zusammenzuarbeiten. Lassen Sie sich überraschen.

Sonja Müller-Zaman
Bereichsleiterin bei der GAG Ludwigshafen am Rhein
und Initiatorin der Sommerakademie Architektur

Ihre Sonja Müller-Zaman

Mit freundlicher Unterstützung von:



sommerakademie ARCHITEKTUR

Heim@rt: Bauen ist eine Kunst.

7.–10. Juni 2016, Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen

GAG Ludwigshafen am Rhein, Aktiengesellschaft für
Wohnungs-, Gewerbe- und Städtebau (Hrsg.)

Ludwigshafen am Rhein 2017

Sommerakademie Architektur 2016 Ludwigshafen

© 2017 GAG Ludwigshafen am Rhein, Aktiengesellschaft
für Wohnungs-, Gewerbe- und Städtebau

Alle Rechte vorbehalten.

Idee: GAG Ludwigshafen

Redaktionelle Begleitung sowie namentlich nicht gekennzeichnete Texte:

Petra Huber, expedition text

Gestaltung und Satz: farbgarten, Büro für Gestaltung

Druck: publish-print R&R GmbH, Dudenhofen

Printed in Germany

ISBN 978-3-00-055241-0

GAG Ludwigshafen
Ihr Immobilienunternehmen



Inhaltsverzeichnis

8	Grußwort Ernst Merkel
9	Grußwort OB Dr. Eva Lohse
10	Der Verlust an Form, Prof. Zvonko Turkali
20	Formen der Bindung an Raum, Prof. Dr. Wolfgang Krieger
26	Bartnings Notkirchen: Aus der Not geboren?, Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch
32	Historische Siedlungsentwicklung in Ludwigshafen am Rhein, Dipl.-Geogr. Werner Appel und Dipl.-Ing. Matthias Ehringer
46	Über das Miteinander in städtischen Quartieren, Benno Biedermann
50	Das Plangebiet „Entwicklungssachse West“, Dipl.-Ing. Nina Dettweiler
56	Die Teilnehmer der Sommerakademie Architektur 2016
58	Impressionen der Sommerakademie Architektur 2016
66	Objekt: Flächenoptimierte Lösungen für den Wohnungsbau
68	Objekt: Flächenoptimierte Lösungen für den Wohnungsbau, Prof. Dipl.-Ing. Michael Spies
70	Beiträge der Gruppen
96	Minimalistisch, aber flexibel und gestaltbar, Kommentar von Prof. Dr. Wolfgang Krieger
98	Ensemble: Der architektonische Raum
100	Ensemble: Der architektonische Raum, Prof. Dipl.-Ing. Kenn Schwarzbart
102	Beiträge der Gruppen
118	Humanes Wohnen braucht Nischen des Wildwuchses, Kommentar von Antje Reinhard
120	Quartier – ein städtebauliches Konzept
122	Quartier – ein städtebauliches Konzept, Prof. Dipl.-Ing. Rolo Fütterer
123	Beitrag der Gruppe
132	Und am Ende entsteht ein Quartier, Kommentar von Prof. Dr. Wolfgang Krieger
134	Zusammenfassende Bemerkungen, Prof. Dipl.-Ing. Rolo Fütterer
136	Bildquellen



Ernst Merkel
Vorstand der GAG Ludwigshafen am Rhein

In den verschiedenen Phasen der Stadtgeschichte Ludwigshafens gab es immer wieder Perioden, in denen die Stadtbevölkerung durch den Zuzug von Menschen sprunghaft gewachsen ist. In den 1950er- und 1960er-Jahren kamen beispielsweise zahlreiche „Gastarbeiter“ zu uns. Sie waren maßgeblich am Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Stadt beteiligt und sind heute Teil unserer Stadtgesellschaft.

Auch aktuell wächst Ludwigshafen als Schwarmstadt durch Zuwanderung. Diese beschränkt sich jedoch nicht auf Flüchtlinge. Im Zuge der Urbanisierung kommen aus vielen Teilen der näheren und weiteren Umgebung, aber auch aus anderen Regionen Deutschlands und Ländern der Europäischen Union Menschen hierher. Wir leisten als städtisches Immobilienunternehmen einen wichtigen Beitrag, diesen Menschen eine Heimat zu geben.

Bei der fünften Sommerakademie Architektur haben wir die Kunst, Heimat zu bauen, als Thema gewählt. Neben Architektur Studierenden verschiedener Hochschulen war erstmals auch der Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Ludwigshafen eingeladen. Deren Dozenten und Studierende haben Planungen diskutiert, Impulse gegeben und die Ergebnisse aus sozialwissenschaftlicher Sicht kommentiert. Die Ausarbeitungen zeigen, wie bereichernd ein solcher fachübergreifender Wissensaustausch sein kann.

Lassen Sie sich von den Ergebnissen der Arbeiten inspirieren. Ich wünsche Ihnen viel Spaß dabei.

Ihr Ernst Merkel

Die GAG als Immobilienunternehmen der Stadt Ludwigshafen übernimmt seit vielen Jahrzehnten engagiert die Aufgabe, die Bevölkerung mit angemessenem und bezahlbarem Wohnraum zu versorgen. Über diese soziale Aufgabe hinaus ist die GAG wichtig für die Stadtentwicklung und den Städtebau. Sie unterstützt uns, der Stadt eine äußere Form zu geben und Ludwigshafen als Wohnort, Standort und Heimat seiner Bürgerinnen und Bürger ein attraktives Gesicht zu geben.

Ludwigshafen ist eine wachsende Stadt. Dieses Wachstum soll nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ sein. Deswegen ist es uns wichtig, unsere Ziele der Stadtentwicklung und unseren Anspruch an die Baukultur im Blick zu behalten.

Das Thema der fünften Sommerakademie Architektur „Heim@rt: Bauen ist eine Kunst.“ ist mutig gewählt und von großer Aktualität. Der interdisziplinäre Ansatz zeigt, wie ernst es der GAG ist, den heutigen Herausforderungen an Architektur und Städtebau mutig und innovativ zu begegnen. Nur so kann es gelingen, die Stadt und die Stadtgesellschaft weiter zusammenwachsen zu lassen.

Für diese wichtigen Impulse bin ich als Oberbürgermeisterin Ludwigshafens der GAG sehr dankbar, ebenso den vier Hochschulen mit ihren Dozenten und Studierenden, die sich bereits im fünften Jahr auf diesen Kreativprozess eingelassen und so viele interessante Ideen für unsere Stadt und darüber hinaus entwickelt haben.

Ihre Dr. Eva Lohse



Dr. Eva Lohse
Oberbürgermeisterin der Stadt Ludwigshafen am Rhein
und Schirmherrin der Sommerakademie Architektur

Der Verlust an Form

Planerische Entscheidungen und ihre Konsequenzen in der Architektur und im Städtebau

In der Nähe meines Frankfurter Büros befindet sich eine Baustelle mit einem Bauzaun, auf dem zahlreiche Frankfurter Persönlichkeiten zu sehen sind – jeweils mit einem prägnanten Zitat. Bei Marcel Reich-Ranicki, dem bekannten Literaturkritiker, steht der Satz: „Mich interessiert die Literatur mehr als das Buch.“ Übertragen wir diesen Gedanken auf unsere Disziplin, die Architektur und den Städtebau, könnte man in abgewandelter Form sagen: „Städtebau interessiert mich mehr als die Architektur.“ In Anlehnung an dieses Zitat werde ich im Folgenden anhand von vier Aspekten die wechselseitigen Abhängigkeiten von Architektur und Städtebau und mögliche Missverständnisse näher betrachten.

1. Die städtebaulichen Entscheidungen sind langfristiger als die architektonischen.

Frankfurt am Main hatte bereits 1863 am Rande der damaligen Stadt drei Bahnhöfe, in denen die Züge aus beziehungsweise in verschiedene Richtungen ein- und ausliefen. 1888 wurde ein neuer Hauptbahnhof erstellt, und zwar weit vor den Stadtgrenzen. Was eine Fehlinvestition hätte sein können, zahlte sich aus. Heute liegt dieser Bahnhof zentral inmitten der Stadt. Innenstadt, Bankenviertel und Messe sind schnell fußläufig erreichbar.

Der Grund: Der neue Hauptbahnhof entwickelte sich nach seiner Eröffnung zu einem entscheidenden Motor für das Wachstum der Stadt. Zugleich blieben Gleisanlagen, die für die drei ursprünglichen Bahnhöfe deutlich früher erstellt wurden, bis heute in ihrer Lage weitgehend erhalten. Beides verdeutlicht, wie langfristig die Wirkung einer städtebaulichen Entschei-



Verfasser

Prof. Zvonko Turkali

Architekt BDA, Frankfurt am Main



Hauptbahnhof Frankfurt Ende des 19. Jahrhunderts.

dung ist, besonders, wenn es sich um eine infrastrukturelle Maßnahme handelt.

Die Realisierung eines bestimmten Gebäudetypus kann ebenso eine langfristige Auswirkung auf die städtebauliche Entwicklung einer Stadt haben. Hierzu ein weiteres Beispiel aus Frankfurt. Bis in die 1950er-Jahre war der Dom das höchste Gebäude der Stadt. Die meisten Gebäude der Stadt waren vier oder fünf Geschosse hoch. Heute, 70 Jahre später, dominieren Wolkenkratzer die Skyline. Sie sind alle deutlich höher als der Dom und prägen das Bild der Stadt. Vor vielen Jahrzehnten getroffene städtebauliche Entscheidungen, die Errichtung des Hauptbahnhofs und der Bau von Hochhäusern, sind im Nachhinein kaum reversibel.



Der Frankfurter Hauptbahnhof heute.



Skyline von Frankfurt 2012.

Und wie sieht es bei der Architektur aus? Ein gutes Beispiel über die Kurzlebigkeit mancher Architekturen ist ein Gebäude in der Nähe von San Francisco, das sogenannte Cliff House. 1860 wurde dort eine Poststelle gebaut. Zunächst dienten die Räume der nächtlichen Erholung der Pferde und Kutscher, die im Tagesrhythmus von Poststation zu Poststation Briefe und Geld durch die USA transportierten. 1894 gab es die erste Erweiterung des Gebäudes um ein kleines Hotel, da inzwischen auch Personen mit den Postkutschen befördert wurden. 1896 wurde das Gebäude abgerissen und an seine Stelle ein neues, an die Schlossarchitektur des Historismus angelehntes Gebäude errichtet. Es bildete den Endpunkt einer Eisenbahnstrecke und sollte finanzkräftige Nutzer der Eisenbahn anziehen. 1904 brannte das Gebäude ab. 1920, mit dem Beginn des Siegeszugs des Autos, wurde das Gebäude neu aufgebaut, dieses Mal als Ausflugslokal, das im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf Ornamente verzichtete und sehr sachlich daherkam. In den 1950er-Jahren erreichte schließlich die Reklame die Architektur. Leuchttafeln zierte das Gebäude, das abends und nachts durch viele Gäste frequentiert wurde. Wenige Jahre später, in den 1960er-Jahren, veränderte man die Fassade und das tatsächliche Baumaterial, also Holz, wurde erstmals sichtbar. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie sich in knapp 100 Jahren der architektonische Ausdruck eines Gebäudes und damit des Ortes aufgrund unterschiedlicher Nutzungen mehrfach veränderte – oder anders gesagt: sich schnell verändern ließ. Diese Beobachtung trifft nicht nur auf isoliert stehende Gebäude wie das Cliff House zu, sondern auch auf zahlreiche Gebäude in unseren Städten.



Cliff House, ca. 1901.



Cliff House 1941 (oben) und 2009 (unten).

2. Die Gebäudegestalt ist wichtig, das Verhältnis der Gebäude untereinander ebenso.

Spätestens seit der Renaissance sind in der Architektur zwei wesentliche Unterschiede in der Haltung von Gebäuden erkennbar: Auf der einen Seite besetzen sie als Solitäre einen Raum. Und auf der anderen Seite gibt es Gebäude, die einen Raum definieren. Erstere sind weitgehend frei in ihrer Form und Gestaltung, letztere nehmen auf, was da ist: den Verlauf einer Straße, die Gestalt eines Platzes, die gesamte Situation vor Ort. Ein Haus, das einen Raum definiert und auf die bestehende Situation eingeht, macht also nur exakt an der Stelle Sinn, an der es steht.

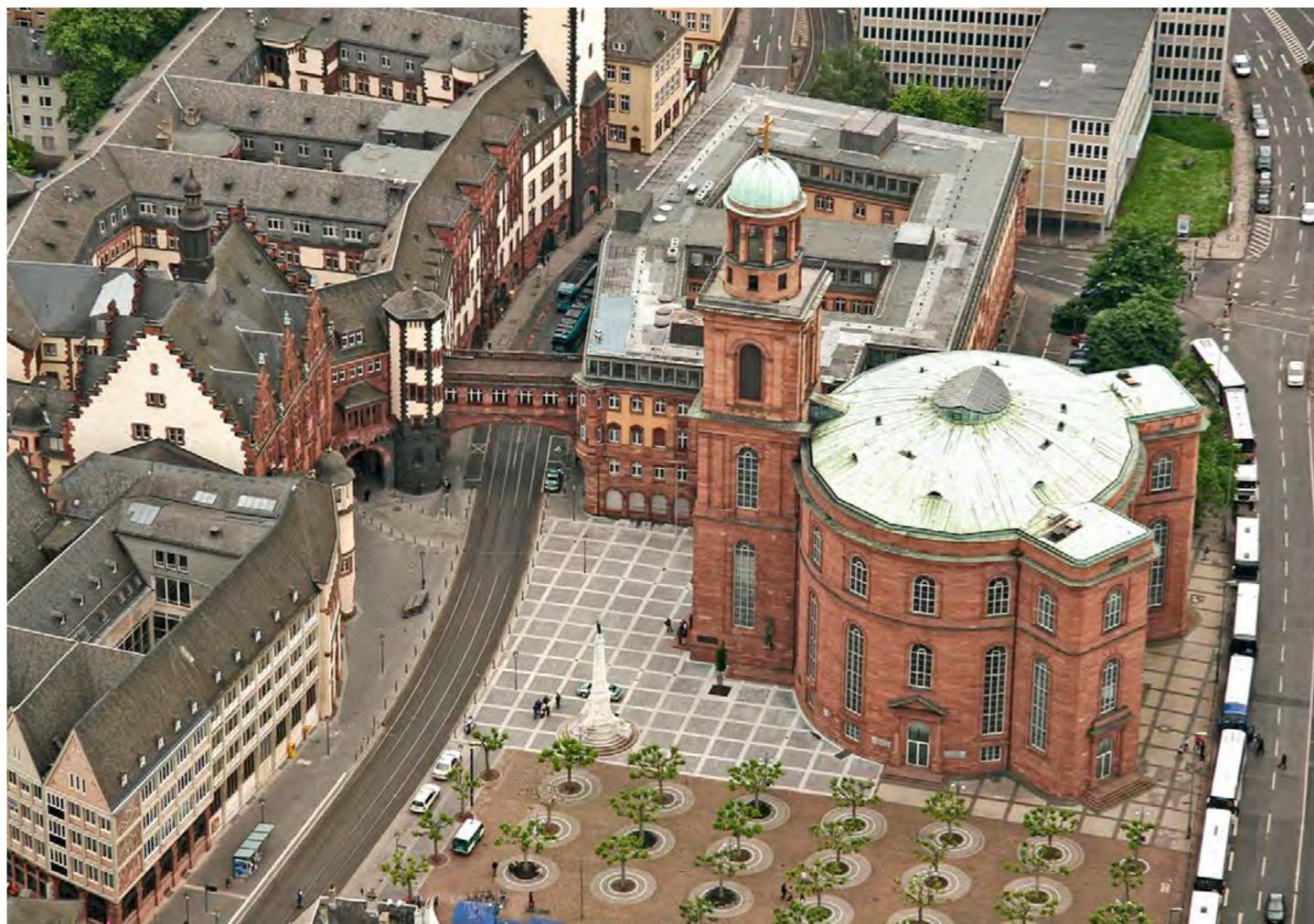
Dieses Grundprinzip prägt bis heute unsere Städte. Hier haben wir einerseits die klassische europäische Stadt, die dicht und eng gebaut ist, mit klar definierten Straßenräumen und Plätzen. Und auf der anderen Seite haben wir die Stadt der Moderne, wie sie zum Beispiel Le Corbusier entwickelt hat: Die Gebäude sind frei als Solitäre in den Raum gestellt, öffentliche und private Freiräume fließen ineinander, sie sind nicht klar voneinander abgegrenzt und die Stadt ist entdichtet.

Die Ablesbarkeit des öffentlichen Raumes ist seit eh und je das Kernthema der europäischen Architektur – wie stark, kann man leicht an den historischen Plänen vieler Städte ablesen. Das sehen wir zum Beispiel bei einem Blick auf die Altstadt von Rom. Sie ist klar definiert und es ist schnell ersichtlich, welche Flächen öffentlich und welche privat sind. Die Gebäude folgen in Höhe, Gestaltung des Daches und Materialität einem gewissen Regelwerk, sodass der Eindruck eines guten nachbarschaftlichen Verhältnisses unter den Häusern entsteht.

Ganz interessant in diesem Zusammenhang ist der Blick auf den sogenannten Nolli-Plan von Rom. Giambattista Nolli war ein Architekt und Kartograf, der im 18. Jahrhundert die römische Stadt neu vermaß und dokumentierte. Zum öffentlichen Raum gehören auf seiner Karte, der Nuova Topografia di Roma, nicht nur Straßen und Plätze, sondern auch öffentliche, allgemein zugängliche Gebäude, die er als überdachten öffentlichen Raum ansah. Dieser Logik folgend, stellte Nolli in seinem Plan bei öffentlichen Gebäuden den Grundriss des Erdgeschosses dar und nicht die Dachaufsicht, wie es bei Lageplänen allgemein üblich ist.

Der Nolli-Plan erlangte deswegen Bekanntheit, weil er die Wechselwirkung zwischen einem Platz und der erdgeschossigen Nutzung seiner angrenzenden Gebäude zeigt. Eine Wechselwirkung, die für die Urbanität einer Stadt unabdingbar ist.

Wenn wir heute über den Begriff der Form in der Architektur sprechen, denken wir vor allem an Gebäude und vergessen dabei, dass auch die europäische Stadt selbst eine Form hatte. Sie war in ihrer Form definiert, wie zum Beispiel durch einen Flusslauf, die Topografie oder Fortifikationsanlagen. Die moderne Stadt hingegen hat ihre Form verloren. Die Individualisierung der Mobilität hat den Rand der Stadt aufgelöst, die Stadt wächst undefiniert. Man hat den Eindruck, dass die Stadt – zumindest in den 1960er-Jahren – nicht von Stadt-, sondern Verkehrsplänen weiterentwickelt wurde. Das ist bis heute für viele Städte ein sichtbares Problem, weil die Verkehrswege die Wahrnehmung der Stadt definieren.



Frankfurter Paulskirche.



Das Technische Rathaus Frankfurt.

Wie die Entdichtung eine Stadt verändert, ist an folgenden Beispielen erkennbar. Auf Plänen der Stadt Frankfurt vor dem Zweiten Weltkrieg sieht man die Paulskirche wunderbar eingebettet in die Altstadt mit ihrer engen Bebauung. Heute steht dieses Gebäude isoliert und wie verloren auf einem großen Platz.

Dabei hatte man beim Wiederaufbau nach dem Krieg durchaus Gutes im Sinn: Man wollte die Altstadt entdichten, für eine gute Belichtung und Belüftung der Innenräume sorgen und so die Abwanderung der Bewohner ins Umland verringern. Von einem Architektenwettbewerb in den 1970er-Jahren, der eine Neuordnung der Innenstadt vorsah, wurde nur ein Gebäude realisiert: das Technische Rathaus, das bereits kurz nach seiner Erstellung auf viel Widerstand in der Bevölkerung stieß – nicht etwa, weil es ein schlechtes Gebäude war, sondern wegen seines fehlenden Verhältnisses zu der umgebenden Architektur. Das Haus war viel zu groß und deutlich zu hoch. Es wirkte so, als hätte es sich in die ehemalige Altstadt verlaufen.

Vor einigen Jahren entschieden die politischen Vertreter, die Bebauung der Innenstadt auf Grundlage der ehemaligen Altstadt wieder kleinteiliger zu erstellen, mit ablesbaren Straßenzügen und kleinen Plätzen. In den 1980er-Jahren begann mit dem Römer die Rekonstruktion der früheren Altstadt. Seit 2014 ist das Technische Rathaus zurückgebaut und an seiner Stelle entstehen in der „historischen Mitte Frankfurts“ in gestalterischer Anlehnung an die alte, kleinteilige Architektur neue Gebäude. Damit stimmt das Verhältnis der Gebäude zueinander zwar wieder, über den architektonischen Ausdruck der neuen Gebäude in der Altstadt wird man sich streiten können. Und was ist eigentlich die Altstadt Frankfurts – die nun neu entstehende, zum Teil rekonstruierte Altstadt oder das Bankenviertel, das dann zumindest baulich gesehen der ältere Teil der Stadt ist?

Wie es gelingen kann, altes und neues Bauen gelungen zu verbinden, ist in Bremen zu sehen. Hier wurde neben dem gotischen Rathaus und dem Dom in den 1960er-Jahren das Haus der Bürgerschaft nach dem Entwurf des Berliner Architekten Wassili Luckhardt realisiert. Dieser Neubau war zu Beginn in der Stadtgesellschaft sehr umstritten.

Inzwischen steht das Gebäude unter Denkmalschutz und die Wahrnehmung in der Bevölkerung hat sich verändert. Zurecht: Das Gebäude ist gut, weil es ein gutes Verhältnis zu seinen prominenten Nachbargebäuden aufbaut, ihre Prinzipien aufgreift und zugleich im Ausdruck ein Kind seiner Zeit ist.



Bremer Marktplatz mit Rathaus, Dom und Haus der Bürgerschaft.

3. Orte sind verschieden und so sind auch die Antworten auf ihre Bedürfnisse

Das von dem Architekten Frank O. Gehry geplante und realisierte Guggenheim-Museum in Bilbao gehört zu den bekanntesten Gebäuden der Welt. Damit ist Bilbao auf der Landkarte markiert, denn vielen Menschen ist die Stadt just wegen dieses Gebäudes bekannt und zugleich der Grund für einen Besuch.

Interessant ist jedoch nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch die Tatsache, dass es die Entwicklung eines neuen städtischen Quartiers entlang des Flusslaufs in Gang setzte. Entstanden ist ein Mehrwert für die gesamte Bevölkerung, ein Naherholungsgebiet mit einer Vielzahl von Angeboten. Inzwischen sind andere kulturelle Einrich-



Guggenheim-Museum Bilbao.

tungen gefolgt: die Deusto Universitätsbibliothek, entworfen von dem spanischen Architekten Rafael Moneo, sowie ein Veranstaltungs- und Ausstellungsgebäude, entworfen von dem portugiesischen Architekten Álvaro Siza Vieira. Beide Architekten haben Gebäude geschaffen, die sich zum Gehry-Museum öffnen und auf diese Art diesem für die Stadt so bedeutsamen Gebäude ihren Respekt zollen. Die gezielte Aufwertung des Ortes in der nordspanischen Stadt durch gelungene Bauten renommierter Architekten nennt man den „Bilbao-Effekt“.

Eine derart geplante Aufwertung des Stadtraums kann jedoch auch misslingen. In Travemünde beispielsweise wurde in den 1970er-Jahren ein Hotelhochhaus zur Stärkung des Tourismus an der Strandpromenade gebaut. Bis heute steht es isoliert da und passt nicht zu den umgebenden Gebäudestrukturen. Es baut keinen Ortsbezug auf und ist bis heute als städtebaulicher Defekt anzusehen.



Das neue Gebäude der Universitätsbibliothek, Bilbao.



Hotelhochhaus in Travemünde.

4. Jedes Haus ist von Bedeutung, unabhängig von der Größe und der Nutzung

Hierzu ganz kurz ein Beispiel aus Venedig, ein Platz namens Campo Santa Margherita. Den südlichen Abschluss des Platzes bildet ein kleines, freistehendes Haus, das städtebaulich von großer Bedeutung für die Platzsituation ist. Denn dieses Haus besetzt nicht nur die Kopfseite des Platzes, es definiert ihn und sorgt für einen gelungenen Übergang hin zu allen angrenzenden Straßen. Würde das Haus fehlen, wäre diese Harmonie gestört und der Platzraum nicht gefasst. Ein kleines Haus, das stadträumlich Großartiges leistet.

Zusammenfassung

Städtebauliche Entscheidungen sind langfristiger als die architektonischen, denn Fehler im Städtebau sind nicht ohne weiteres reparabel. Die Architektur, und damit meine ich alle gestalterischen Aspekte von Gebäuden, ist wichtig, in vielen Fällen sind jedoch die räumlich sichtbaren Bezüge der Gebäude untereinander zumindest genauso wichtig, wenn nicht gar wichtiger. Denn die Außenfassaden unserer Häuser sind immer die Innenfassaden unserer öffentlichen Räume. Aber auch Orte sind verschieden und was an einem Ort passt, muss an einem anderen noch lange nicht passen. Orte zu kennen und zu analysieren, hilft zu entscheiden, was ihre tatsächlichen Bedürfnisse sind und welche Bedeutung dem Gebäude an dieser Stelle zukommt.

Mitschnitt eines Vortrags vom 7. Juni 2016 anlässlich der Eröffnung der 5. Sommerakademie Architektur der GAG in Ludwigshafen.



Campo Santa Margherita, Venedig.

Formen der Bindung an Raum – Integrationsaspekte vom Objekt zum Quartier

Einführung in Formen der interdisziplinären Zusammenarbeit bei Projekten

Die fünfte Sommerakademie Architektur der GAG Ludwigshafen trägt den Titel „Heim@rt: Bauen ist eine Kunst“. Natürlich spielt das Kunstwort „Heim@rt“ auf den Begriff „Heimat“ an, auf „sich heimisch fühlen“, sich „zu Hause fühlen“ und verbindet diesen Begriff mit Kunst, mit der Kunst des Bauens. Offenbar ist es eine Kunst, so zu bauen, dass Menschen sich in den Gebäuden und in ihrem Umfeld heimisch fühlen können. Und wenn sich die Sommerakademie diesen Titel auf ihre Fahnen schreibt, dann darf man vermuten, dass sie einen Beitrag leisten möchte, zu dieser Kunst zu befähigen.

„Heimat“ bezeichnet zugleich sowohl einen Ort als auch ein Gefühl, nämlich das Gefühl an einem bestimmten Ort zu Hause zu sein und sich mit diesem Ort als dem bevorzugten persönlichen Lebensraum zu identifizieren.

Wo fühlt man sich zu Hause? Dort,

- » wo man mit dem Ort, seiner Ausstattung und seinem Umfeld vertraut ist, wo man sich zurechtfindet und das für den Alltag Notwendige bereithalten kann (das nennen wir „Lebensraum“),
- » wo man sich sicher fühlt und zur Ruhe kommen kann und sich durch Menschen und Umwelteinflüsse nicht gefährdet oder belästigt sieht,
- » wo man mit seinem Lebenspartner, seiner Familie und seinen Kindern ein befriedigendes Leben führen und hoffnungsvolle Perspektiven entwickeln kann,
- » wo man mit den dort lebenden Menschen weitgehend vertraut ist und wo für die Kommunikation mit Nachbarn und Freunden gute Voraussetzungen existieren
- » wo man biografisch Bedeutsames mit dem Ort und den dortigen Objekten und Räumen verbindet,
- » und wo man für das, was man gerne tut, günstige Bedingungen vorfindet.



Verfasser

Prof. Dr. Wolfgang Krieger

Hochschule Ludwigshafen am Rhein,
Fachbereich Sozial- und Gesundheitswesen

Was können Architektur und städtebauliche Planung dafür tun, dass sich solche Verhältnisse efinden, dass sich für möglichst viele Menschen die Chancen verbessern, sich zu Hause zu fühlen und sich so an den Raum zu binden? Und wenn wir die Integrationsförderung mitbetrachten, gilt es zu berücksichtigen, dass die Wohnungen oftmals im Niedrigpreissektor liegen und beim Bau von einem bescheidenen Quadratmeterpreis auszugehen ist.

Die Bindung an den Raum ist nicht der einzige Aspekt von Heimat. Damit all das gelingen kann, was für das Sich-Zu-Hause-Fühlen notwendig ist, braucht es in einem umfassenderen Sinne „Integration“: Integration durch Bildung, durch sprachliche Kompetenz, durch Beschäftigung, durch Wohnen, durch Nachbarschaft, durch kulturelle Teilhabe in allen Bereichen gesellschaftlichen Engagements. Für die Zugänglichkeit zu diesen Integrationsbereichen sind wiederum Gebäude und Infrastrukturen notwendig, die städtebaulich zu berücksichtigen sind. Zum Beispiel Orte, in denen Beratungen und Bildungsmaßnahmen durchgeführt werden können, Orte, die Kommunikation möglich machen und befördern und Problemlösungen erarbeiten lassen, und Orte, an denen man sich zufällig begegnen und „ein Schwätzchen halten kann“. Gesellschaftliche Integration ist nicht nur eine Herausforderung an die Politik und Gesellschaft, sondern auch an Städtebau und Architektur.

Beim Stichwort „Integration“ denken wir zunächst an besondere Gruppen in der Gesellschaft, die infolge ihrer geringen Ressourcen, sprachlicher Barrieren, verringerter Arbeitsfähigkeit oder kultureller Abweichung mehr oder minder von

gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind. In Architektur und Städtebau denken wir an Barrierefreiheit, behinderten- und altengerechtes Wohnen usw. Durch einzelne Maßnahmen, so vermitteln uns heute Politik und Medien, sollen die Chancen zur Teilhabe für diese Gruppen verbessert werden.

Aber Integration, gedacht als absolute Integration, wie sie der Soziologe Jürgen Friedrichs nennt, ist eine Leistung der gesamten Gesellschaft und sie bezeichnet den Zusammenhalt aller Elemente der Gesellschaft. Hier geht es nicht mehr um einzelne kompensative Maßnahmen, hier geht es um eine „integrierte Gesellschaft“, hier heißt „Teilhabe“ auch „anteteilnehmen“, offen kommunizieren und sich interessieren für den Anderen. Dazu braucht es Orte der Begegnung, Kommunikationsräume und Orte des Offensichtlich-Werdens der Lebensführung anderer Menschen, also Orte einer Öffentlichkeit des Lebens, Orte, an denen sich dokumentiert, wie Menschen leben und was ihnen wichtig ist, und das heißt auch: Orte, die durch Menschen gestaltbar sind.

Bei dieser Sommerakademie unterscheiden wir zwischen drei Ebenen der baulichen Gestaltung: Objekt, Ensemble und Quartier, und schreiten sozusagen vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Gesamten. Daher können wir Aspekte der Integrationsförderung auf den Ebenen Objekt, Ensemble, Quartier reflektieren.

Ich möchte hierfür einige Beispiele nennen und beginne auf der städteplanerischen Ebene.



1. Integrationsförderndes Wohnen im Quartier (Makroebene)

Auf städtebaulicher Ebene stellt sich auch die Frage, wie globale Prozesse einer integrationsfeindlichen Homogenisierung der Bevölkerung in Quartieren beeinflusst werden können. Hierher gehören Fragen wie: Wie kann die Verdrängung einkommensschwacher Bevölkerungsanteile an den Stadtrand oder in Ghettos verhindert werden? Was lässt sich Prozessen der Gentrifizierung städtebaulich entgegensetzen? Das Prinzip der Durchmischung von Bevölkerungsgruppen ist noch immer der leitende Grundsatz für integrativen Städtebau. Das Miteinanderwohnen braucht jedoch Anlässe zur Kommunikation, Chancen zum Kennenlernen und wechselseitigen Helfen, und Orte, die nicht verplant sind. Es braucht öffentliche Flächen wie Parks, Spielplätze für Kinder, Sportflächen, Gärten, Geselligkeitsorte für Freizeit und nachbarschaftliche Begegnung und Orte, die disponibel genutzt werden können, etwa für Feste und für Initiativen aus dem Quartier. Integration im Quartier heißt auch Integration von Quartieren untereinander, also die Potenziale anderer Quartiere nutzen, ihre Peripherien miteinander verbinden und ihre Orte miteinander vernetzen. Das Denken für das Quartier muss über das Quartier hinausgehen.

Städtebaulich stellt sich – vor allem wegen der notwendigen Unterbringung von Flüchtlingen – die Frage nach der Integrationsbereitschaft der Bevölkerung im Quartier. Wenn heute über den Standort neuer Unterkünfte für Flüchtlinge nachgedacht wird, schaut man zum einen darauf, wo Erfahrungen mit der Durchmischung bereits vorhanden sind, zum anderen, ob es stigmatisierte Gruppen im Umfeld der geplanten Unterkünfte gibt und ob man gar schon konflikt-

bereite Bewohner kennt. Diese Strategie führt zur Extremisierung: Für manche Quartiere wird die Pluralität immer extremer, für andere hingegen die Homogenität immer stabiler. Langfristig bedeutet „deeskalative Raumorganisation“: Räume schaffen, in denen die durch kulturelle Diversität entstehenden Konfliktpotenziale durch städtebauliche Strukturen bereits minimiert, konstruktives Miteinander und Nachbarschaft jedoch gefördert werden können.

Die Planung von Räumen sollte daher die Offenheit der Räume und ihre Erlebnisqualität berücksichtigen, sie sollte Weite zulassen, Vielfalt und Disponibilität. Dort, wo etwas offen bleibt, kann gestaltet werden, und gemeinschaftliche Gestaltung ist das Fundament sozialer Integration.

2. Integrationsförderndes Wohnen im Ensemble (Mesoebene)

Integrationsförderung im Ensemble von Wohnungen und anderen Nutzungsorten und -flächen heißt vor allem, die Möglichkeiten auszuschöpfen, Menschen aus verschiedenen Gruppen zusammenzubringen: alte Menschen, Familien, alleinerziehende Mütter, Studenten, Migranten, Menschen mit Behinderungen, Menschen ohne Arbeit usw. Das Ensemble bietet die Chance zur Pluralität. Wohnungen, die unterschiedlichen Anforderungen gerecht werden, Wohngemeinschaften und Wohnungen für Großfamilien, Mehrgenerationenwohnen und Formen des betreuten Wohnens, kommunikative Orte, Geselligkeitsorte für Freizeit und nachbarschaftliche Begegnung, Gärten, Parks, Sportflächen und Spielflächen für Kinder. Integrative Wohnkonzepte



erfordern Entscheidungen über die Anteile spezifisch strukturierter und ausgestatteter Wohnungen zu Standardwohnungen, über die Größe der Wohnungen, über Wohnungen mit flexiblen Wohnflächen, die sich unterschiedlich nutzen lassen und über die Integration von Wohnflächen in anders genutzte Flächen.

Das Ensemble ist das wichtigste Potenzial für gelebte Integration. Hier entscheiden bauliche Strukturen über Nähe und Distanz zwischen Menschen. Daher ist an Nischen und Rückzugsorte zu denken, an Orte, die dem Zufall der Begeg-

nung eine Chance geben, die eine „Aufenthaltsqualität“ haben, die nicht verzweckt sind und die vielfach genutzt werden können, Orte, an denen sich im Gespräch verweilen lässt, an denen sich andere beobachten lassen im Spiel, vielleicht eine Boulebahn oder eine Schachfläche.

Hinzu kommen Räume für Maßnahmen der Integration, vom Deutschkurs über die Mutter-Kind-Gruppe zum Café und Bistro bei festlichen Anlässen, vom Bastel- und Reparaturraum über den Tischtennisraum zum Vereinstreff. Hier lassen sich durch Flexibilität in der Nutzung kostenspa-

rende Lösungen und synergiefördernde Konzepte entwickeln, die erforderlichen Raumressourcen dürfen jedoch bei der Planung nicht vergessen werden, denn an dieser Stelle entscheidet sich, ob Integrationspotenziale eine Chance bekommen.

3. Integrationsförderndes Wohnen im Objekt (Mikroebene)

Auf der Ebene der Gestaltung des Objektes müssen wir zunächst daran denken, dass Menschen mit besonderen Handicaps Wohnungen brauchen, die auf ihre körperlichen Bewegungs- und Arbeitsmöglichkeiten ausgerichtet sind. So brauchen alte Menschen, die den Rollator nutzen oder im Rollstuhl sitzen, barrierefreie Zugänge zur Wohnung und Barrierefreiheit innerhalb der Wohnung. Wenn wir an Flüchtlinge und Migranten denken, dann geht es vielleicht um die Frage, wie Wohnraum so entworfen werden kann, dass er zum einen Kommunikation mit Gästen erleichtert, zum anderen aber auch Ruhe und Rückzug ermöglicht. Auch Fragen wie: Soll die Wohnung für Wohngemeinschaften nutzbar sein? Wie soll das Verhältnis von Wohnräumen zu Gemeinschaftsräumen aussehen? Kann man Barrierefreiheit gewährleisten? Was kann man akustisch und durch die Raumanlage tun, damit sich das Umfeld möglichst wenig belästigt fühlt und Konflikte vermieden werden? Wie kann man durch die Wohnungsstruktur eine gute Nachbarschaft erleichtern? sind zu beantworten.

Aus aktuellem Anlass möchten wir bei dieser Sommerakademie ein weiteres integrationsrelevantes Thema berück-

sichtigen, das besondere Ansprüche an den Wohnungsbau und die Städteplanung stellt, nämlich das Thema des Anschlusswohnens für Flüchtlinge. Darunter sind Wohnlösungen zu verstehen, die im Anschluss an die Unterbringung in den Erstaufnahmen zu entwickeln sind und über die noch sehr wenig nachgedacht wurde. Vereinzelt entwickeln Kreise und Städte hierzu erste Konzepte, vereinzelt befassen sich Architektenbüros mit solchen Aufträgen, ein erstes Buch zu dieser Thematik ist gerade erschienen. Aber ein Überblick über integrationsrelevante Kriterien für Architektur und Städtebau ist noch nicht erarbeitet und wir müssen dieser Anforderung mit Kreativität, Inspiration und Einfühlungsvermögen begegnen.

Hier stellt sich die Frage, ob man kulturorientierte Wohnkonzepte entwickeln sollte – oder vielleicht gerade nicht. Sicherlich wäre die „Wohlfühlqualität“ von Wohnungen und Ensembles besser, wenn Flüchtlinge und MigrantInnen heimische Wohncharakteristika wiederfinden und ihren gewohnten Alltag leben könnten. Flüchtlinge sind aber keine kulturell homogene Gruppe und es ist schwer, hier zu Orientierungen zu kommen. Besser ist es wohl, die Personengruppen bei der Gestaltung des eigenen Wohnraums zu beteiligen und entsprechend disponible Räume vorzusehen, die sich in der Raumgröße und Raumnutzung verändern lassen.

Die Aufgabe der Dozenten und Studierenden des Masterstudiengangs Soziale Arbeit der Hochschule Ludwigshafen war es bei dieser Sommerakademie Architektur, Impulse für integrationsförderndes Wohnen zu geben. Wir freuen uns, wenn dies gelungen ist.

Bartnings Notkirchen: Aus der Not geboren?

Betrachtet man das deutsche Notkirchenprogramm nach dem Zweiten Weltkrieg, das unlösbar mit dem Namen des Architekten Otto Bartning verbunden ist, hätte der Titel dieses Beitrags vielleicht besser gelautet: Aus der Kraft der Not geboren. Denn das Notkirchenprogramm ist eine gewaltige Leistung der Architektur nach 1945. Und ein Beispiel dafür, wie es mit einer richtigen Idee und gemeinsamem Handeln gelingen kann, Gebäude in kurzer Zeit zu realisieren, ohne dass die Gestaltung darunter leidet ...

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren in Deutschland viele Kirchen zerstört. Der „Weltrat der Kirchen“, der „Lutherische Weltbund“, die „Evangelical and Reformed Church“ (USA), die „Presbyterian Church“ (USA) und das „Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz“ stellten daher Gelder für den Bau von Behelfskirchen zur Verfügung. Zunächst sollten Militärbaracken die Lücke schließen, doch das „Hilfswerk der evangelischen Kirchen in Deutschland“ unter Leitung von Dr. Eugen Gerstenmaier sah darin keine adäquate Lösung und bat den Architekten Otto Bartning, ein Notkirchenprogramm zu entwerfen. Dass ausgerechnet dieser Architekt angesprochen wurde, hatte gute Gründe: Bartning hatte sich bereits zuvor mit Systemkirchen und Systemhäusern einen Namen gemacht. Und das war wichtig, denn bei dieser neuen Aufgabe galt es, mit wenig Geld (pro Kirche standen anfangs 10.000 US-Dollar zur Verfügung) praktikable Lösungen zu finden.

Das Notkirchenprogramm war, das kann man im Nachhinein sagen, ein doppelter Erfolg: ein menschlicher, da Organisationen aus dem zumeist auch vom Krieg betroffenen Ausland Spenden für den Bau von Kirchen in Deutschland leisteten. Und ein fachlicher Erfolg, denn interessanterweise sind bis heute die meisten der Kirchen noch in Betrieb.



Verfasser

Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch

Architekt, Heidelberg



Notkirchen

Bei den Notkirchen handelt es sich um ein Kirchenbauprogramm der Evangelischen Kirche in Deutschland, das nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von dem Architekten Otto Bartning entwickelt wurde. Ziel war es, den Mangel an Kirchenräumen mit schnellen und einfachen Mitteln zu beseitigen. Bartning entwickelte in Leichtbauweise aus vorgefertigten Tragteilen konstruierte Kirchen, die von Gemeindegliedern und anderen Freiwilligen leicht aufzubauen waren. Die jeweiligen Außenhüllen der Kirchenbauten wurden aus örtlichen Materialien (in der Regel Trümmersteine) ebenfalls in Eigenhilfe erstellt und hatten damit stets einen Ortsbezug.

Wer war Otto Bartning?

Otto Bartning (1883–1959) wurde in Karlsruhe geboren und wuchs in großbürgerlichen Verhältnissen auf. Bereits mit 19 Jahren unternahm er 1902 eine Weltreise, die sein Denken und Handeln bis ins hohe Alter beeinflusste. Nach seiner Rückkehr begann er 1904 Architekturstudien in Karlsruhe und Berlin. Sein Studium hat er jedoch – wie andere renommierte Architekten seiner Zeit – nie offiziell abgeschlossen, denn bereits 1906 erhielt der 23-jährige Bartning durch einen befreundeten Vikar den Auftrag, eine Kirche in der Steiermark zu planen und zu bauen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte sich Bartning vor allem durch seine Kirchenbauten in Fachkreisen bereits

eine hohe Reputation erarbeitet. Er gehörte dem „Arbeitsrat für Kunst“ an, einer Gruppe von Architekten, Künstlern und Schriftstellern, die die Kunstpolitik der Weimarer Republik erneuernd zu beeinflussen suchte. Bartning leitete hier den „Unterrichtsausschuss“, der sich mit der Neuformulierung der Architekten- und Künstlerausbildung befasste.

Daneben entstand das Buch „Vom neuen Kirchenbau“. In diesem stellte Bartning dem konservativen Bauprogramm der protestantischen Kirche den Vorschlag eines „Radikalen Bauprogramms“ gegenüber. Für diese Arbeit erhielt er später von der Universität Königsberg die theologische Ehrendoktorwürde.

In den 1920er-Jahren gab es weitere Höhepunkte im beruflichen Wirken des Architekten. So schuf er zwischen 1921 und 1924 mit dem Haus „Wylerberg“ bei Kleve und 1922 mit dem Modell der „Sternkirche“ zwei wegweisende Entwürfe der expressionistischen Architektur. 1928 baute Bartning auf der „Pressa“ in Köln – einer sechsmonatigen internationalen Presseausstellung – eine demontierbare „Stahlkirche“. Diese Kirche diente während der Ausstellung als Raum für theologische Literatur und wurde später in Essen wieder aufgebaut und als Gemeindekirche genutzt. Als Direktor der Bauhochschule in Weimar (1928–1930), der direkten Nachfolgeschule des berühmteren Bauhauses, entwickelte er seine Vorstellungen für die Neugestaltung der Architekturausbildung. Außerdem baute er in dieser Zeit, wie auch später, Krankenhäuser, Fabriken und Geschosswohnungen. In der Berliner Siemensstadt, einer der bekanntesten

Wohnsiedlungen aus den 1920er-Jahren, realisierte Bartning ein Wohngebäude auf einem schmalen Grundstück, das nur eine Randbebauung zuließ. Der strenge und sehr schlicht gehaltene Bau wurde von Zeitgenossen als „Langer Jammer“ bezeichnet.

Spätestens zum Ende der 1920er-Jahre gehörte Bartning zu den Architekten, die das „Neue Bauen“ nach dem Ersten Weltkrieg verkörperten, also zu den Wegbereitern unserer heutigen Architektur. Der Architekturkritiker Julius Posener stellte dazu 1980 fest: „... diese Bewunderung (für Bartning, HL) ist alt, stammt, wie gesagt, aus den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren; aber erst beim genauen Ansehen der Gebäude ... ist mir die Bedeutung des Mannes ganz aufgegangen ... Was mich besonders beeindruckt hat, ist die Konsequenz und die Unabhängigkeit seiner Architektur...“ (Quelle: Nicht veröffentlichter Brief von Julius Posener an Helmut Lerch vom 12.08.1980)

Bartning war auf dem Höhepunkt seines Schaffens, als Deutschland unter den Einfluss der Nationalsozialisten kam. Im Gegensatz zu anderen zeitgenössischen Architekten, wie zum Beispiel Walter Gropius oder andere, emigrierte Bartning nicht, sondern blieb in Deutschland und arbeitete unter den vorhandenen Bedingungen weiter, jedoch ohne Akzeptanz des politischen Systems. Allerdings hatte er in dieser Zeit wenige Aufträge. Dieser Umstand war wahrscheinlich ausschlaggebend dafür, dass er nach dem Zweiten Weltkrieg zum Nestor der westdeutschen Architekturszene werden konnte.



Die Architekten Otto Bartning (links) und sein Kompagnon Otto Dörzbach 1959 im Schwarzwald.

Als bekannter Kirchenbaumeister mit Erfahrungen im Systembau, politisch unbelastet durch die NS-Zeit und präsent, war Bartning nach 1945 tatsächlich der ideale Partner für die evangelische Weltkirche, um das Notkirchenprogramm zu planen und umzusetzen.

Die Kirchenbauten von Bartning

Bartnings Schaffen ist stark durch den Kirchenbau geprägt. Unterzieht man seine Kirchenbauten einer typologischen Betrachtung, lassen sich aus der Raumform die Typen „Zentralkirchen“ und „Fächerkirchen“ ableiten, aus der technischen Umsetzung der Typus der „Montagekirche“.

Der Bautyp „Fächerkirche“ ist am eindeutigsten ablesbar. Hierzu hat Bartning schon 1908 mit einem nicht realisierten Entwurf für eine Kirche in Königgrätz erste Ansätze aufgezeigt. Die 1934 eingeweihte Gustav-Adolf-Kirche in Berlin gilt jedoch als bestes Beispiel für diesen Bautyp.

Im Bereich der „Zentralkirchen“ gilt Bartnings Entwurf einer Sternkirche aus dem Jahr 1922 als die konsequenteste Lösung. Frühere Ansätze finden sich bereits 1909 bei einer Kapelle in Schenkenhahn. 1930 realisierte Bartning das Konzept der Sternkirche beim Bau einer Rundkirche in Essen.

Bei Bartnings Beschäftigung mit Montagekirchen ging es ihm neben der permanenten Suche nach einer eigenständigen Form vor allem darum, neue Techniken und Materialien auf den Kirchenbau zu übertragen und anzuwenden. Bestes Beispiel hierfür ist die Stahlkirche in Köln / Essen.

Die Zusammenführung seiner Erfahrungen im Kirchenbau schlug sich in seiner herausragenden architektonischen Leistung nach dem Zweiten Weltkrieg nieder: der baulichen Umsetzung des Notkirchenprogramms.



Entwürfe Sternkirche 1922, nicht realisiert.



Konstruktion und Fassade der Rundkirche Essen.



Schnitt Stahlkirche Essen.

Stahlkirche Essen.



Innenansicht der Stahlkirche Köln 1928.

Die Idee der Notkirchen: Serie und Ortsbezug

Aufgrund der Zerstörungen durch Bombardierungen fehlte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht nur Wohnraum. Es fehlten auch Räume für religiöse Handlungen. Die Grundidee des Notkirchenprogramms war es daher, diese Räume zu schaffen – mit geringem Budget, dafür jedoch mit viel Eigenleistung der daran interessierten Kirchengemeinden. Bartning entwickelte vier Prototypen solcher Kirchen (siehe Abbildung Seite 29), die im Wesentlichen aus einer maschinengefertigten, tragenden Holzbinderkonstruktion bestanden, die mit ebenfalls vorgefertigten Dachelementen, elementierten Fenstern und beliebigen Außenwandbaustoffen universell kombinierbar waren.

Die Elemente dieser Konstruktion waren jedoch nicht nur für den Bau neuer Kirchen geeignet. Sie waren so tragfähig, dass sie in den Nachkriegsjahren auch bei der Reparatur von Kirchen verwendet wurden. Ein Beispiel hierfür ist in Hamburg die Kirche „Hohe Luft“.

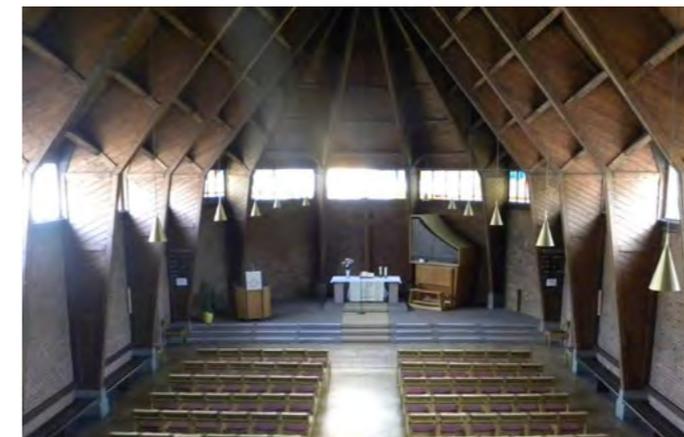
Die Außenhaut der Notkirchen wiederum war nicht tragend und konnte individuell ortstypisch ausgestaltet werden. Die Außenhaut der Melanchthon-Kirche in Ludwigshafen besteht beispielsweise aus Sandsteinen der benachbarten, im Krieg weitgehend zerstörten Lutherkirche.



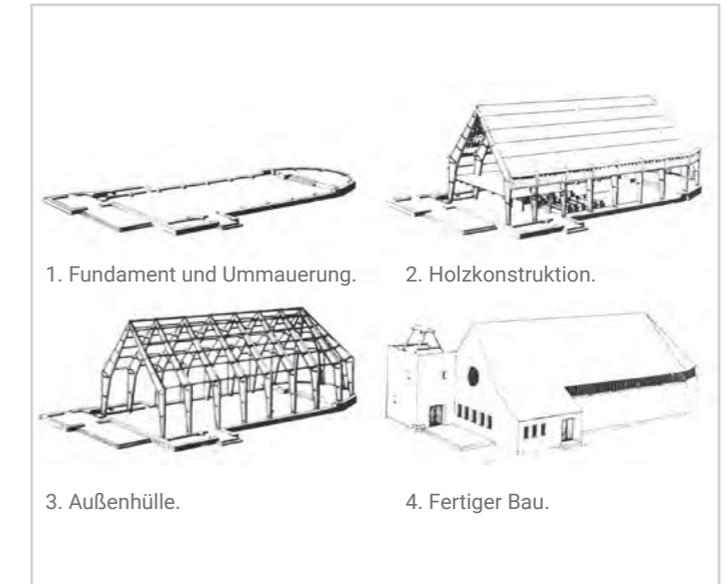
Notkirche „Hohe Luft“, Hamburg.



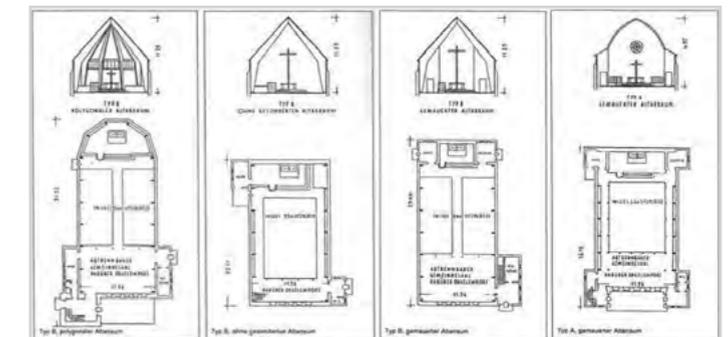
Melanchthon-Kirche Ludwigshafen.



Innenraum der Melanchthon-Kirche Ludwigshafen.



In vier Schritten zur Notkirche.



Die vier Typen der Notkirche.

Historische Siedlungsentwicklung in Ludwigshafen am Rhein

In Ludwigshafen entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erste Siedlungen, die sich im Laufe der Jahre zu funktionierenden Quartieren zusammenfanden. Viele von ihnen wirken, als seien sie von Anfang an vom Gedanken der Gemeinschaft verpflichtet. Und sind bis heute geprägt von Wandel und Beständigkeit.

Ludwigshafen ist in seiner vergleichsweise kurzen Stadtgeschichte mehrmals schubweise gewachsen. Allein in den ersten 50 Jahren nach der Gründung im Jahr 1853 verdoppelte sich die Stadtbevölkerung alle zehn Jahre – von 1.520 Einwohner im Jahr 1852 auf 62.000 im Jahr 1900. Ende des 19. Jahrhunderts, als Ludwigshafen an seine Grenzen stieß, begann man, längst real gewordenen Vernetzungen durch die Eingemeindung von Friesenheim und Mundenheim einen formalen Überbau zu geben. Ursächlich für das rasante Wachstum der Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Zuwanderung von Arbeitskräften für die prosperierenden Industrieunternehmen. Die Stadt selbst betrieb keine aktive Siedlungspolitik, sondern musste sich auf die Schaffung der nötigen Infrastruktur beschränken. Der Wohnungsbau blieb überwiegend in den Händen von privaten Bauherren, war in dieser extremen Wachstumsphase so gut wie nicht planerisch oder städtebaulich gesteuert und stark von Bodenspekulation geprägt. Da die junge Stadtverwaltung gewissermaßen „aus dem Nichts“ aufgebaut wurde, fehlte es an der notwendigen Erfahrung. Zudem mangelte es in dieser Zeit an geeigneten rechtlichen Instrumenten. Die erste städtische Bauordnung datiert aus dem Jahr 1901.

Siedlungsbau bis 1918

Der Siedlungsbau wurde zunächst von den in der Stadt ansässigen Unternehmen betrieben. Vorreiter war der Werkwohnungsbau der BASF. Denn der damals übliche private Wohnungsbau konnte mit dem stark steigenden Wohnungsbedarf durch den Zuzug von Arbeits- und Fachkräften nicht



Verfasser
Dipl.-Geogr. Werner Appel

mithalten. Um einen drohenden Arbeitskräftemangel wegen fehlender Unterkünfte zu vermeiden, begann die BASF mit dem eigenen Wohnungsbau. Damit verfolgte sie außerdem das Ziel, gutes Personal an das Werk zu binden und die Fluktuation zu verringern.

Den Anfang bildete die sogenannte Werkskolonie in den Jahren 1872 bis 1911. Dort wurden Wohnhäuser für Arbeiter und Handwerksmeister errichtet, die als „Quattrohäuser“ Einfamilienhaus-ähnliche Strukturen hatten mit kleinen Wohneinheiten und einem kleinen Garten. Heute ist die denkmalgeschützte Hemshof-Kolonie ein gut funktionierendes Quartier, wobei zwischenzeitlich ein Teil der Wohnhäuser privatisiert wurde. Als erste größere verdichtete Siedlung in Blockbebauung entstand im Jahr 1911 das Quartier



Hemshof-Kolonie, erbaut ab 1872, modernisiert mit Innendämmung.



Verfasser
Dipl.-Ing. Matthias Ehringer



Lenaublock, erbaut 1912.



Wohnkomplex der Baugenossenschaft für das bayerische Verkehrspersonal, erbaut 1911.

der Baugenossenschaft für das bayerische Verkehrspersonal. Im Vergleich zu den Wohnungen im benachbarten Arbeiterviertel Hemshof wiesen diese Wohnungen eine gute Qualität und Ausstattung auf.

Ebenfalls in der nördlichen Innenstadt entstand 1912 mit dem Lenaublock eine weitere Siedlung für Arbeiter der BASF. Hier umschließen drei- bis viergeschossige Wohngebäude einen halbprivaten Innenhof, der den Bewohnern zusätzliche Aufenthaltsqualität bot. Bei beiden Siedlungen war ein Prinzip leitend, das später die städti-



Die ersten Siedlungshäuser in der Gartenstadt, erbaut 1914.

sche Wohnungsbaugesellschaft fortführte: Die Fassaden wurden zur Straße und zur Rückseite hin gleichwertig ausgebildet.

Bereits während des Ersten Weltkriegs entstanden zwischen 1914 und 1916 die ersten Siedlungshäuser in der neuen Gartenstadt zwischen Mundenheim und Maudach. Initiator war die gerade gegründete Baugenossenschaft Gartenstadt, die der englischen Gartenstadt-Idee verpflichtet war. Ab dem Jahr 1916 kamen die Bauaktivitäten kriegsbedingt zum Erliegen.

Zwischen den Weltkriegen

Eine grundlegende Änderung im Siedlungsbau vollzog sich nach Kriegsende. Die bereits vor dem Krieg vorhandene Wohnungsnot stieg wegen der ausgebliebenen Bautätigkeit während des Krieges weiter an. Nach 1918 verschärfte sich die Lage durch die Kriegsheimkehrer, die im Familiengründungsalter auf den Wohnungsmarkt drängten. Diese

problematischen Verhältnisse zwangen die Gemeinde zum Handeln.

Zu den bisherigen Akteuren des Wohnungsneubaus gesellten sich neue Institutionen. 1920 erfolgte auf Empfehlung der bayerischen Regierung die Gründung der „Gemeinnützigen



Wislicenusblock der BASF, erbaut 1918–1920.



Aschantidorf der BASF, erbaut ab 1921.

Wohnungsbaugesellschaft Ludwigshafen am Rhein“ (GAG). Sie wurde mehrheitlich von der Stadtverwaltung getragen, aber es beteiligten sich neben der BASF weitere sechs Unternehmen aus Ludwigshafen am Aktienkapital. Die neue Gesellschaft blieb nicht allein. 1926 erfolgte die Gründung der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft für Werksangehörige der BASF (GEWOG), die alle bereits existierenden rund 2.000 Wohnungen des Chemieunternehmens übernahm, aber auch die eigene Bautätigkeit vorantrieb.

Der Siedlungsbau der 1920er-Jahre war sehr umfangreich und baulich sehr verschiedenartig. Die Bandbreite reichte von großen Ensembles in den heutigen Stadtteilen Nord-Hemshof, Friesenheim und Mitte bis hin zu kleinen Siedlungshäusern in den heutigen Stadtteilen Garten-

stadt, Oggersheim und Oppau (die beiden letztgenannten Gemeinden wurden erst 1938 eingemeindet).

Die BASF baute zum Beispiel im nördlichen Stadtteil mit dem Wislicenusblock eine weitere Wohnsiedlung in viergeschossiger Bauweise um mehrere Innenhöfe, außerdem das sogenannte Aschantidorf und die Hohenzollernhöfe für höhere Angestellte. Der Ludwigshafener Industrielle



Hohenzollernhöfe der BASF, erbaut 1921–23, Modernisierung läuft seit 2010.

Dr. Friedrich Raschig stellte im Jahr 1916 200 Hektar Gelände zur Verfügung, das durch städtische Flächen von 250 Hektar ergänzt wurde. Zweck der Schenkung war die Errichtung einer Krieger-Heimstättensiedlung in der Gartenstadt, deren Bau 1919 begann. Unterstützt wurde das Projekt durch Materialzuwendungen und Geldspenden der Stadt sowie anderer Ludwigshafener Unternehmen.



Bebauung der Genossenschaft Gartenstadt aus dem Jahr 1920.



Wohngebäude der Reichsbahn-Baugenossenschaft, erbaut 1926.

Auch die Reichsbahn-Baugenossenschaft für das bayerische Verkehrspersonal erbaute 1926 eine Siedlung für Bahnbeschäftigte, die als gutes Beispiel des industriell gefertigten Wohnungsbaus bis heute erhalten ist und unter Denkmalschutz steht.

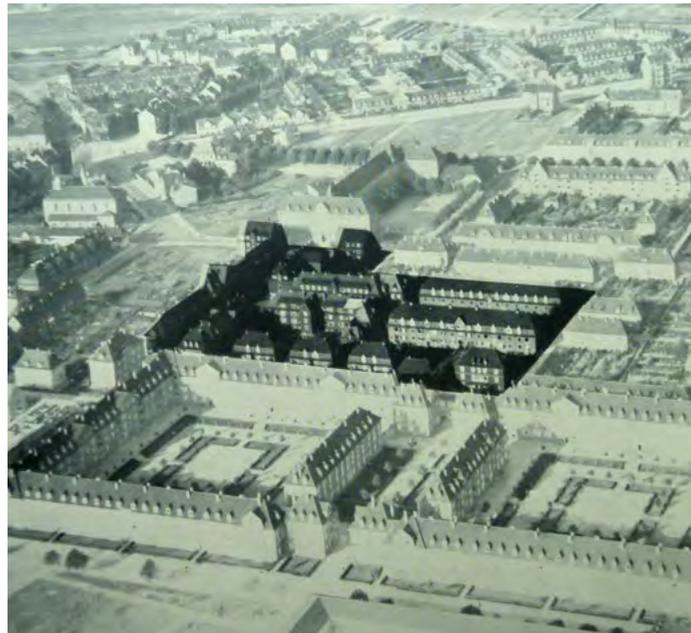
Für die Stadtverwaltung war die GAG als kommunales Wohnungsbauunternehmen sehr wichtig. Mit ihrer Gründung verfolgte die Stadt neben dem Bau von Wohnungen auch andere Ziele wie die Verschönerung des Stadtbildes und die Schließung von Baulücken.



Lückenbebauung in der Schopenhauerstraße, 1922/23.

Zwei Beispiele für Lückenbebauungen sind das „Finkennest“, eine 1925/26 erbaute Siedlung im Heimatstil, sowie eine Gebäudezeile in der Schopenhauerstraße, bei der nur das mittlere giebelständige Privathaus vorhanden war und die übrigen Gebäude 1922/23 durch die GAG ergänzt wurden.

Kurze Zeit darauf begann die GAG den Bau der Ebert-Siedlung in Friesenheim (1927–1930) mit gehobener Wohnungsausstattung und der Westendsiedlung in der Innenstadt (1929/1930), die mehr auf die Bedürfnisse der werktätigen Bevölkerung mit geringem Einkommen zugeschnitten war.



Beispiele für Lückenbebauung; das Finkennest aus der Vogelperspektive, erbaut 1925/26.

Die GAG zeichnete sich darüber hinaus auch für kleinere Projekte wie die Ostmarksiedlung (heute Grazer Hof, 1938) in der Gartenstadt verantwortlich. In seiner Grundstruktur ähnelt diese Kleinsiedlung den 1919/1920 erbauten und inzwischen unter Denkmalschutz stehenden Höfen (Roter und Grüner Hof).

Weitere Beispiele für den Siedlungsbau zwischen den beiden Weltkriegen sind die von der Stadt initiierte Paten-



Finkennest, erbaut 1925/26.

schaftssiedlung (1934) in der Gartenstadt. Hierbei vergab die Stadt die Grundstücke und übernahm die Bauleitung, die zukünftigen Bewohner konnten jedoch viele Eigenleistungen einbringen. Die Paten unterstützten die Bauherren finanziell durch Übernahme von Zinskosten. Die GEWOG erbaute in den 1920er- und 1930er-Jahren in der Gartenstadt ebenfalls zahlreiche Quartiere mit Siedlungshäusern.



Ostmarksiedlung, erbaut 1938.

Nach 1945

Nach 1945 wurden beim Wiederaufbau die Kriegsschäden in den Siedlungen aus den 1920er-Jahren behoben. Außerdem entstanden neue Wohnsiedlungen. Hierbei standen je nach Siedlung unterschiedliche Zielgruppen im Mittelpunkt. Zum Beispiel entstand eine kleine Siedlung für die „Opfer des Faschismus“ mit einfachen Einfamilienhäusern als „Monta-

gehäuser“ (Fertigteilbauweise). Bauträger war das Amt für Wiedergutmachung der Landesregierung Rheinland-Pfalz. Aus der Diözese Speyer heraus entstand eine neue Genossenschaft, die „Siedlervereinigung junges Volk“. Sie realisierte auf einem der Kirche gehörenden Gelände im Norden der Gartenstadt den Bau einer Selbsthilfesiedlung.



GEWOGS-Siedlung in Edigheim, erbaut 1960–62.



Großwohnsiedlung Pflingstweide, 1968–1973.

Im Zuge des Wachstums der Stadt und des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Jahren des Wirtschaftswunders wurden neue, großflächig geplante Siedlungen erforderlich. Ein Beispiel hierfür ist die Ernst-Reuter-Siedlung im südlichen Teil der Ludwigshafener Gartenstadt. Hier baute die GAG Anfang der 1960er-Jahre mehrgeschossige Gebäude des sozialen Wohnungsbaus mit knapp 1.300 neuen Wohnungen.

Die GEWOGS wiederum baute 1960 bis 1962 eine größere Siedlung in Edigheim. Das Unternehmen widersetzte sich zunächst dem bereits vorherrschenden Trend zu Hochhäusern und extremer Verdichtung und reaktivierte die Philosophie der Gartenstadt-Bewegung, obwohl diese aufgrund ideologischer Verformung und als Element der NS-Sozialpolitik noch verpönt war. Am Rand der Siedlung entstanden jedoch zusätzlich Hochhäuser.

Weitere Wohnbebauungen im großen Stil waren innerhalb der vorhandenen Siedlungskörper nicht mehr möglich. Daher entstanden in den 1960er- und 1970er-Jahren neue Stadtteile und Quartiere am Stadtrand. Beim Bau der Pfingstweide, einer Großwohnsiedlung für mehrere Tausend Einwohner, engagierten sich Stadt, GEWOGE und GAG ab 1966. Bis Mitte der 1970er-Jahre entstanden etwa 2.800 Wohnungen. Neben dem sozialen Wohnungsbau entstanden außerdem Mietwohnungen der GEWOGE sowie Einfamilienhausgebiete am Rand des neuen Stadtteils, der außerdem Kindergärten, Schulen und Geschäfte für die Nahversorgung erhielt. Die Pfingstweide funktioniert – mit einigen Auf- und Abs – bis heute im Vergleich zu anderen deutschen Großsiedlungen dieser Bauzeit gut.

Der Siedlungsbau in seiner klassischen Form fand nach den 1970er-Jahren nicht mehr statt. Doch der Druck auf die Städte wächst durch weitere Zuwanderungen. Steigende Wohnungs- und Mietpreise erschweren die Suche nach einer neuen Heimat. Städte und Wohnungsbaugesellschaften reagieren zum Beispiel durch Verdichtungen innerstädtischer Flächen oder der Erschließung innerstädtischer Brachen. Mit dem Rheinufer Süd entstand in Ludwigshafen auf einer am Rhein gelegenen Industriebrache zum Beispiel ein neues Quartier mit hochwertigen Gebäuden. Diese Bebauung ist eine Entscheidung für ein homogenes, hochwertiges Wohngebiet für eine klar umrissene Zielgruppe, aber keine Siedlung im ursprünglichen Sinn der früheren Siedlungsbauten.



Hochwertiges Wohnquartier Rheinufer Süd.

Fazit

Der hier in groben Zügen und nur an einzelnen, keineswegs vollständigen Beispielen erläuterte Siedlungsbau in Ludwigshafen lässt erkennen, dass die jeweils herrschenden gesellschaftlichen oder politischen Rahmenbedingungen entscheidenden Einfluss nahmen. Viele Aktivitäten zum Bau von Wohnsiedlungen folgten der Absicht, eine eigene Zielgruppe (z. B. bestimmte Beschäftigte oder Einkommensgruppen) zu bedienen. Die anfangs in sich homogenen Siedlungen ergaben im Nebeneinander größere Siedlungseinheiten oder Stadtteile, die von einer sozialen Mischung geprägt sind. In diesem Nebeneinander liegen die Stärken dieser Stadtteile, da soziale Schieflagen vermieden wurden.

Literaturverzeichnis

Appel, Werner (2015): Der Ebertpark. Entstehung und Wandel. Hrsg. v. Förderkreis Ebertpark e.V., Ludwigshafen a. Rh.

BASF AG (Hg., 1976): 110 Jahre BASF-Werkwohnungsbau, 50 Jahre GEWOGE, Ludwigshafen a. Rh.

Bellaire, Wilhelm (1969): Unsere Gartenstadt. Bausteine zur Geschichte des jüngsten Ludwigshafener Stadtteils. Hrsg. mit Unterstützung der Stadt Ludwigshafen, Kaiserslautern.

Landesamt für Denkmalpflege (Hg., 1990): Stadt Ludwigshafen am Rhein. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Bd. 8, bearb. v. Mara Oexner, Darmstadt.

Sternlieb, Markus (1930): 10 Jahre GAG. Im Selbstverlag der GAG, Ludwigshafen.

Über das Miteinander in städtischen Quartieren

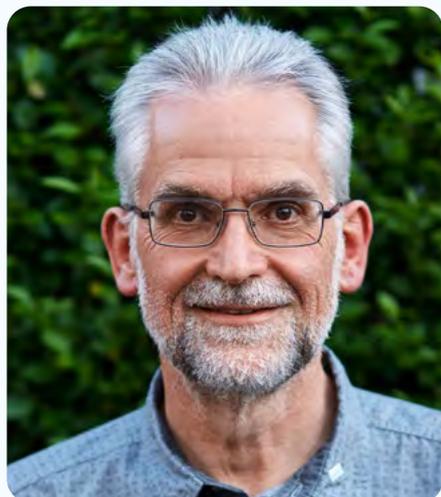
Eine gute Mischung aus kommunikationsfördernden baulichen Strukturen und sozialer Kompetenz im Quartier ist für die Weiterentwicklung unserer Städte und Siedlungen von höchster Bedeutung. Zufriedene Menschen in prosperierenden Umfeldern sind ein Garant für eine gute Zukunft der Quartiere und damit unserer Stadt. Zum interdisziplinären Austausch aller Beteiligten gibt es dabei keine Alternative.

*„Da ist es schon lange nicht mehr schön ...
Früher haben die sich noch gekümmert ...
Die machen ja nichts mehr ...
Und wer da alles herzieht ...
Zu denen ziehe ich auf gar keinen Fall ...“*

Wenn man auf einen langen Zeitraum der Quartiersentwicklung in unserer Stadt zurückblicken kann, hat man Sätze wie diese in ähnlicher oder gleicher Form oft gehört.

Selbstverständlich gibt es bei uns in älteren Wohnquartieren Klagen über nicht mehr zeitgemäße Grundrisse oder die in die Jahre gekommene Bausubstanz. Erstaunlicherweise sind diese Klagen der Bewohner jedoch weit seltener als Klagen über ein fehlendes oder sich angeblich ständig verschlechterndes Miteinander, fehlende Angebote und eine sich verschlechternde, kälter werdende Kommunikationsstruktur im Quartier.

Spricht man mit langjährigen, älteren Mietern und geht dem Problem hinter dem üblichen „Früher-war-alles-besser“-Lamento auf den Grund, spricht man dann auch mit einer jüngeren Bewohnerschaft, stellt man sehr schnell fest, dass quer durch die Generationen der Wunsch nach guten Nachbarschaften lange vor baulichen Strukturen kommt.



Verfasser

Benno Biedermann

Mieterberatung, GAG Ludwigshafen



Leider stellt man auch fest, dass die Triebfedern für ein gutes Miteinander, die Solidarität und die Aufbruchsstimmung nach dem Krieg, der Drive durch den Wiederaufbau und die Vergleichbarkeit der persönlichen Situationen spätestens im Ausklang der 1970er-Jahre versandet sind. Der dringende Bedarf nach preiswertem Wohnraum, die daraus resultierende Praxis der Wohnungszuweisung in urbanen Gebieten, verbunden mit einer auseinanderdriftenden Gesellschaft, führten zu sozialen Verwerfungen in den Quartieren.

Aus den Sach- und Problemlösungszwängen der Vergangenheit entstanden so die Handlungsnotwendigkeiten von heute.

Die öffentliche Hand reagierte mit dem Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ auf die Notwendigkeit, Stadterneuerungsprozesse einzuleiten und zu steuern. Die GAG Ludwigshafen unterstützte dies in den ausgewiesenen Quartieren schon früh durch die bauliche Entwicklung des Bestandes und durch eine enge Kooperation auch im sozialen Bereich. Schnell wurde jedoch erkennbar, dass dort, wo die öffentliche Hand nicht explizit ein Quartiersmanagement betreibt, ein solches doch erforderlich sein kann und ist.

Nicht zuletzt, um die eigenen, umfassenden Investitionen zu schützen und Nachhaltigkeit der baulichen Maßnahmen zu erzielen, begann die GAG Anfang der 2000er-Jahre mit einem eigenen Quartiersmanagement in der Ernst-Reuter-Siedlung, einer Großsiedlung, die Anfang der 1960er-Jahre entstanden ist. Die Menschen dort abzuholen, wo sie „stehen“, war von Anfang an das erklärte Ziel.



Bei diversen von uns durchgeführten Mieterversammlungen wurde immer wieder deutlich: Die Bewohnerinnen und Bewohner in den Quartieren wünschen, ja sehnen sich nach Strukturen, die ein Mehr an Miteinander ermöglichen. Gleichzeitig wünschen sie sich die Sicherheit, die aus guten Nachbarschaften erwächst. Diese beiden Wünsche konnten wir in allen Bevölkerungsschichten und durchaus auch bei

Migrantinnen und Migranten feststellen. Bewusst oder unbewusst werden gute nachbarschaftliche Strukturen als das erfahren, was sie sind: integrativ!

Dem Aufbau von guten Kommunikationsstrukturen im Quartier galt deswegen unsere erste Priorität. Unter Einbeziehung aller gesellschaftlichen Gruppen, der Vernetzung aller dort tätigen sozialen Einrichtungen und Institutionen (Schulen, Kitas, Kirchen, Ortsvorsteher) wurde inzwischen eine quartierseigene Identität generiert und implementiert.

Will man erfolgreich kommunizieren, braucht es Orte und Anlässe.

Seit 15 Jahren gibt es daher in der Ernst-Reuter-Siedlung, unserem Pilotquartier für eigenes Quartiersmanagement, drei große Veranstaltungen: den Blumen- und Pflanzenmarkt im Frühjahr, das Herbstfest im September und zum Jahresausklang den Weihnachtsbasar. Ein von der GAG unterstützter, im Ehrenamt getragener Seniorentreff findet einmal in der Woche statt. Die notwendigen Räume stellt die GAG Ludwigshafen kostenlos zur Verfügung. Flankiert werden diese Bemühungen durch die Kooperationspartner, die alle Veranstaltungen maßgeblich unterstützen und weitere Angebote, teils mit unserer Unterstützung, teils in den genannten Räumen, entwickelt haben.

Bei der Auswahl weiterer Nutzer für das Vereinsheim wurde Wert darauf gelegt, dass diese mit ihren Angeboten die vorskizzierten Bemühungen ergänzen. So nutzen der Kneippverein und zwei Tanzschulen die Räume, ebenso wie

der Verein FINGA e. V. für seine Kinder-Eltern-Projekte, auch eine Yogagruppe hat dort ihr Domizil gefunden.

Alle Beteiligten, ob ehrenamtlich im Arbeitskreis „Wir für die Ernst-Reuter-Siedlung“ oder hauptamtlich im „Netzwerk Ernst-Reuter-Siedlung“ engagiert, sind ständig über die Schnittstelle GAG-Quartiersmanagement miteinander vernetzt. Bei regelmäßigen gemeinsamen Treffen (meistens im Vereinsheim) erörtern wir die Vorgehensweisen, Ideen und Projekte, die letztlich im Quartier umgesetzt werden. Kultursensibel und integrativ wurde so das Quartier revitalisiert und wieder zu einem wohnens-, lebens- und durchaus liebenswerten Stadtteil erweckt.



Die gewonnenen Erfahrungen flossen ein, als sich die GAG entschied, in einem weiteren Stadtteil ein Quartiersmanagement aufzubauen. Im Stadtteil Süd entstand der Mehrgenerationentreff Süd (MGTS). Er wird ebenfalls mit Unterstützung der GAG ehrenamtlich getragen. Die Netzwerkarbeit steht zwar noch am Anfang, gleichwohl brachte

ein Stadtteilstfest im letzten Spätjahr die Menschen im Quartier bereits zusammen.

Als Ergebnis des Quartiersmanagements lässt sich eine zunehmende Mieterzufriedenheit sowie eine stärkere Identifikation und Verwurzelung mit dem Quartier feststellen. Ausdruck dessen ist die bessere Durchmischung, lange Bleibezeiten und nicht zuletzt ein erkennbarer Rückgang von Vandalismus.

Das alles bekommt man natürlich nicht umsonst. In erster Linie ist dieser Erfolg dem gemeinschaftlichen Handeln aller Aktiven, aber auch der Bereitschaft der GAG, die notwendige Infrastruktur vorzuhalten und zur Verfügung zu stellen, zu verdanken. Vieles hat sich inzwischen verselbstständigt, ist implementiert und kaum noch wegzudenken.

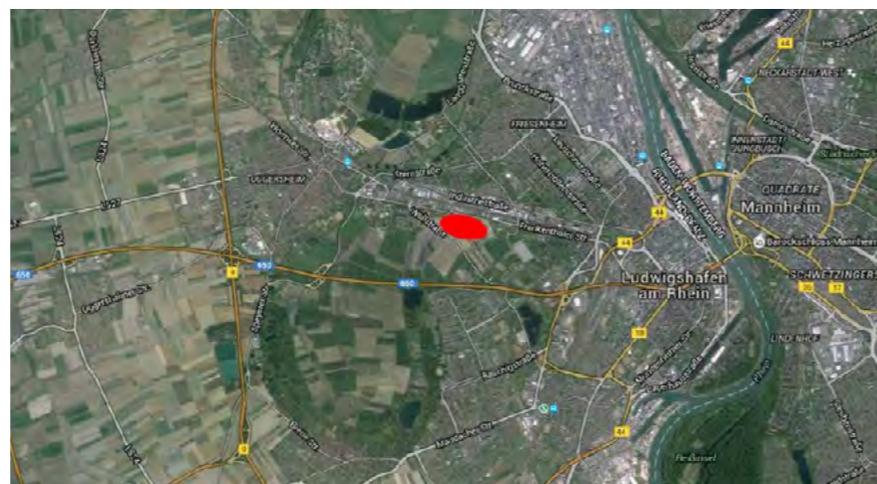
Man darf sich davon aber nicht täuschen lassen! Um das Erreichte zu erhalten, weiterzuentwickeln und Nachhaltigkeit zu erreichen, brauchen Quartiere immer einen kompetenten, verlässlichen und auch „zugkräftigen“ Motor.

Wohnungsbaugesellschaften können und soll(t)en das sein, weil sie nicht zuletzt über die notwendigen Ressourcen verfügen. Gleichzeitig handeln sie nicht ausschließlich aus altruistischen Gründen. Eine hohe Mieterzufriedenheit, damit verbundene lange „Stehzeiten“ im Bestand und ein gutes Image sind der zu erzielende Mehrwert. Hieraus entsteht die Bereitschaft, dauerhaft die Prozesse im Quartier zu unterstützen und zu entwickeln. Das schafft Nachhaltigkeit!

Das Plangebiet „Entwicklungsachse West“

Lage:

Das Areal, das beispielhaft im Rahmen der fünften Sommerakademie Architektur bearbeitet wurde, liegt zwischen dem Stadtteil Oggersheim und dem Zentrum von Ludwigshafen. In der Nähe befinden sich die A 656 sowie die mit durchschnittlich 13.000 Fahrzeugen am Tag stark befahrene Mannheimer Straße. Südlich wird das Areal durch eine Straßenbahnlinie begrenzt, wobei die nächstgelegene Straßenbahnhaltestelle etwa 800 Meter entfernt ist.



Fläche:

Die für das Projekt nutzbare Fläche ist im Besitz des Heinrich Pesch Hauses und der katholischen Gesamtkirchengemeinde. Seine Größe beläuft sich auf acht Hektar, also 80.000 Quadratmetern.



Verfasserin
Dipl.-Ing. Nina Dettweiler
 Stadt Ludwigshafen am Rhein, Stadtplanung

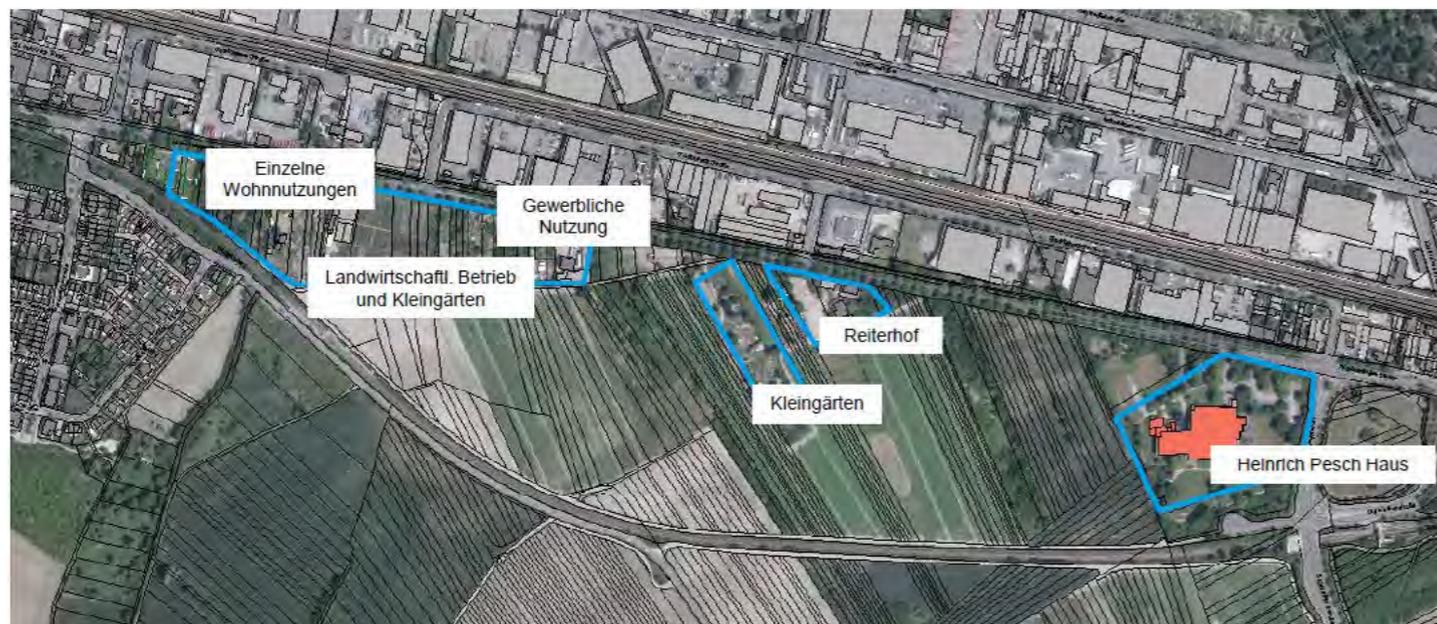


Infrastruktur:

Geschäfte für die Nahversorgung gibt es in der Mannheimer Straße (ca. 1,5 Kilometer entfernt) oder in der Industriestraße (etwa zwei Kilometer entfernt). Kitas, Schulen, Sporteinrichtungen oder Ärzte gibt es in dem etwa 2,5 Kilometer entfernten Stadtteil Oggersheim oder im Stadtzentrum (etwa vier Kilometer entfernt).

Bestehende Nutzungen:

Angrenzend zu dem Gelände gibt es Kleingärten sowie einen Reiterhof, außerdem landwirtschaftliche Betriebe und Gewerbe, v. a. entlang der Mannheimer Straße.

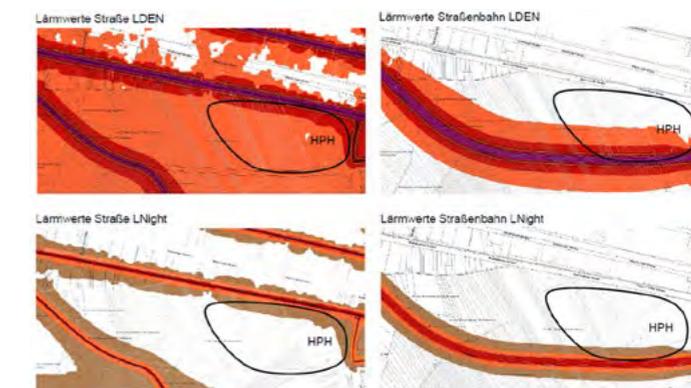
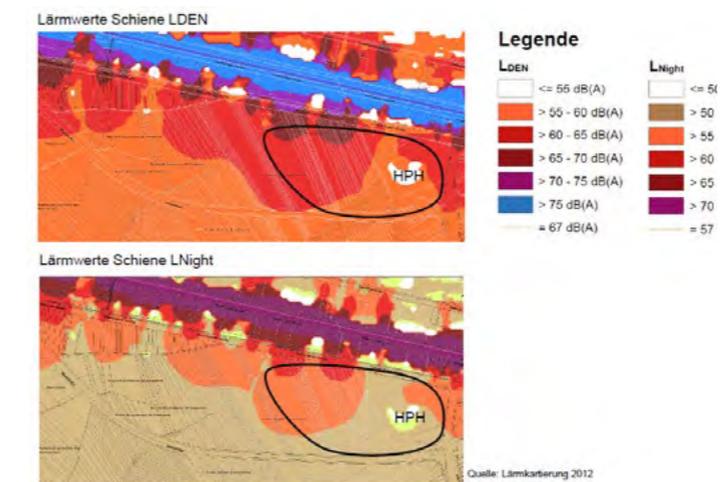


Altlasten:

Gravierende Altlasten sind nicht zu erwarten. Die möglichen Verdachtsflächen (siehe Abbildung, schraffierte Bereiche) werden noch genauer untersucht.

Lärmemission:

Die Kartierung zeigt, dass die schalltechnische Situation aufgrund der angrenzenden Bahntrasse, des Autoverkehrs und der Straßenbahn vor allem tagsüber schwierig ist.





Planungsrechtliche Situation:

Der für das Areal gültige Flächennutzungsplan sieht eine gewerbliche Nutzung der Flächen vor, ebenso der Rahmenplan aus dem Jahr 2003. Der Flächennutzungsplan müsste für die Realisierung des Projektes in diesem Bereich geändert werden. Außerdem ist ein Bebauungsplan nötig, um Baurecht zu schaffen.

Soziales Umfeld:

In fußläufigem Abstand zum HPH befindet sich die Bayreuther Straße. Hier hält die Stadt seit Ende der 1950er-Jahre Notunterkünfte für Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf bereit.



Die Vision eines neuen Quartiers und das Areal beim Heinrich Pesch Haus und seine Idee

Johann Spermann SJ, Diplom-Theologe und Diplom-Psychologe, Direktor im Heinrich Pesch Haus und Ulrike Gentner, Diplom-Theologin und Diplom-Pädagogin, stellv. Direktorin im Heinrich Pesch Haus

Das Heinrich Pesch Haus (im Folgenden: HPH) ist eine katholische Bildungseinrichtung. Träger ist ein gemeinnütziger Verein, dessen Mitglieder der Jesuitenorden, die Diözese Speyer sowie die katholischen Gesamtkirchengemeinden Ludwigshafen und Mannheim sind. Als Akademie des Bistums Speyer bietet das HPH Interessierten und Fachkräften einen Rahmen für Information und Austausch. Zum Angebot gehören Vorträge, Seminare und Workshops sowie Fachtagungen und Konferenzen.

Idee:

Angesichts der zahlreichen Flüchtlinge, die seit 2015 in Ludwigshafen angekommen sind, und bereits seit längerem beobachtbarer Engpässe in der Unterbringung älterer Menschen, Behinderter sowie sozial schwacher Familien entstand die Idee, ein soziales Wohn- und Begegnungszentrum auf einem benachbarten Gelände des HPH zu bauen, das im Besitz der Kirche ist. Um diese Ziele zu erreichen, soll ein attraktives Wohnviertel entstehen, das im Kern für die



Mittelschicht angelegt ist, in das dann eine bestimmte Zahl von Benachteiligten integriert werden können.

Ziel dieses Projektes ist es, eine langfristige und nachhaltige Bebauung mit bezahlbarem Wohnraum zu schaffen. Entstehen soll ein interkulturell und interreligiös ausgelegter Ort für Bildung und Begegnung, dessen Angebote sozial, niederschwellig und am Gemeinwesen orientiert sind. Tragend hierfür ist der Gedanke der Selbstwirksamkeit, also der Idee, dass jeder Mensch, jedes Ich, durch sein Wirken etwas bewirken kann.



**Studierende der Hochschule Mainz
mit Prof. Dipl.-Ing. Michael Spies**

- » Pascal Agather
- » Tamara Bott
- » Olga Golushkevich
- » Katy Handorf
- » Björn Harder
- » Moritz Häufele
- » Julia Jörg
- » Hannah Löbbermann
- » Melek Moustafa
- » Milana Petra
- » Karen Roth
- » Felicitas Sanderbeck
- » Alexander Schander
- » Judith Schür
- » Louis Taplik
- » Eva Wojciechowski
- » Marejke Worster

**Studierende der SRH Hochschule Heidelberg
mit Professor Dipl.-Ing. Kenn Schwarzbart**

- » Selina Altenberger
- » Hüma Arli
- » Judith Baumeister
- » Melanie Büttner
- » Gabriela Cetrez
- » Nicolas Ctvrtnik
- » David Deussen
- » Kübra-Dilara Erzurum
- » Ines Galun
- » Torsten Herms
- » Björn Heselmann
- » Julia Hoffmann
- » Arife Kablan
- » Maria Lucia Lagunes Balcazar
- » Mikhail Kuznetsov
- » Mesut Nada
- » Kevin Nimführ
- » Gianina Petre
- » Vlad Protz
- » Nikola Steinhardt
- » Laura von Heydebreck
- » Jacqueline Wirth
- » Thomas Witt

**Studierende der Hochschule Ludwigshafen
mit Prof. Dr. Wolfgang Krieger und Antje Reinhard**

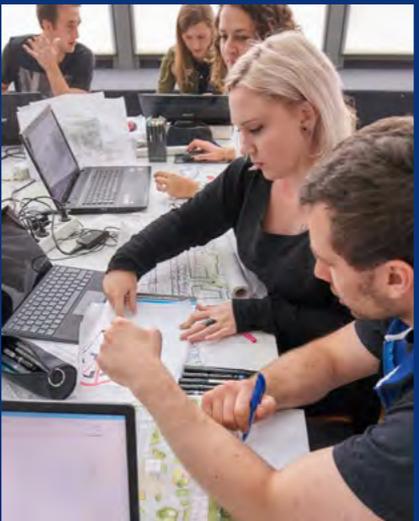
- » Robin Bauer
- » Nane Katarina Homann
- » Vanessa Kinzebach
- » Katja Reincke
- » Christian Rosprim
- » Constantin Wieckhorst

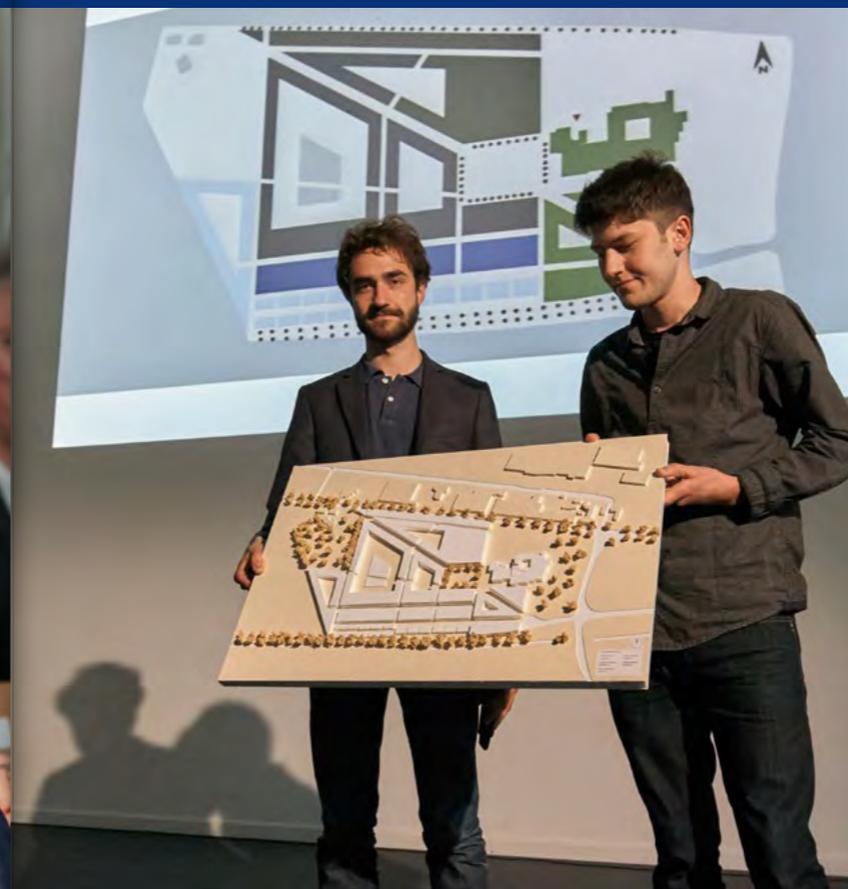
**Studierende der Hochschule Kaiserslautern
mit Prof. Dipl.-Ing. Rolo Fütterer**

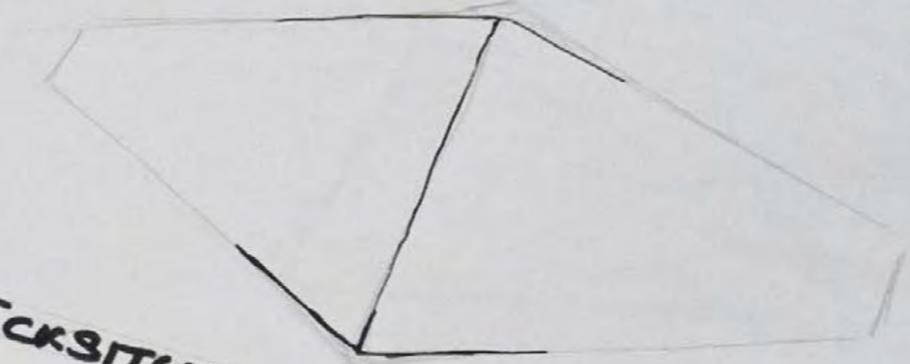
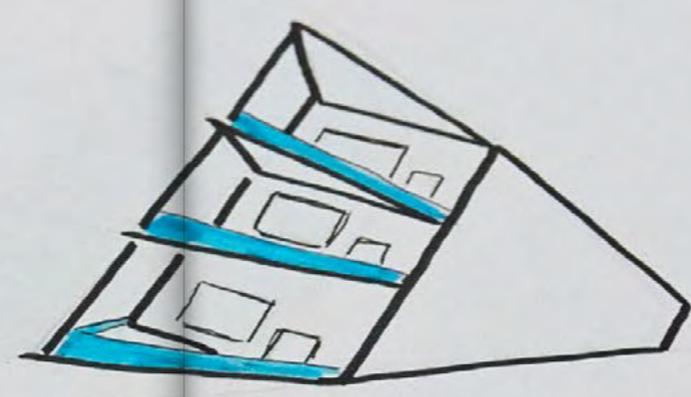
- » Katharina Buseinus
- » Constanze Engelhardt
- » Manueza Franzke
- » Mandy Gojek
- » Irfet Idrizi
- » Christopher Matz
- » Christina Zobel











ECKSITUATION MIT
BALKONEN

Objekt: Flächenoptimierte
Lösungen für den Wohnungsbau

Objekt: Flächenoptimierte Lösungen für den Wohnungsbau

Ist es möglich, Heimat zu bauen? Und ist es möglich, Heimat zu erschwinglichen Preisen zu bauen? Vor allem in Städten sind Bauflächen teuer und der Druck auf den Wohnungsmarkt entsprechend groß. Flächenoptimierte Lösungen können hier passende Lösungen anbieten.

Erfahrungsgemäß hängen die Erfolgchancen von Integration von vielen Faktoren ab, auch von den räumlichen Bedingungen des Wohnens und des Wohnumfeldes. Die Bindung an einen Ort geschieht durch die Aneignung von Raum, also durch geeignete Nutzungsmöglichkeiten von Flächen, die auf diese Weise von den Bewohnern fortgeschrieben und weiterinterpretiert werden. Beim minimierten, kostengünstigen Bauen ist dies schwierig zu leisten, weil ein hohes Maß an Standardisierung erforderlich und der Raum zur Weitergestaltung begrenzt ist. Umso wichtiger ist es, trotz dieser Beschränkung eine befriedigende Lebensführung und die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu gewährleisten, also Räume mitzudenken, die Gemeinschaft und gelingende Nachbarschaften ebenso ermöglichen wie den Zugang zum kulturellen Leben einer Stadt.

Bereits im Siedlungsbau Berlins und Frankfurts der 1920er-Jahre gab es Bestrebungen zur Minimierung des Wohnraums. Diese historischen Referenzen wirken bis heute fort, wenn es darum geht, neue Konzepte der Raumoptimierung zu entwickeln. Modulare Vorfertigung ist in diesem Kontext ein interessanter Ansatz, um flexibel und bezahlbar zu bauen. In Kombination mit attraktiven Gemeinschaftsflächen lässt sich zum Beispiel der individuelle Wohnraum minimieren, sodass die Mieten erschwinglich bleiben. Module sind jedoch noch aus einem zweiten Grund interessant: Sie ermöglichen es, Wohnraum variabel und flexibel zu gestalten, indem Räume dazugeschaltet oder abgetrennt werden können. So lassen sich Wohnungen an die Bedarfe der verschiedenen Lebensphasen und Lebenssituationen anpassen, sodass man in seinem Quartier, seiner „Heimat“, bleiben kann, wenn sich die Lebenssituation verändert.



Leitung

Prof. Dipl.-Ing. Michael Spies

Hochschule Mainz

Während der Sommerakademie Architektur erarbeiteten die Master-Studierenden der Hochschule Mainz Konzepte zur Raumoptimierung individueller Wohnformen mit gleichzeitiger Kompensation des privaten Wohnflächenanteils durch Gemeinschaftsflächen. Private Bereiche sollen dabei auf die Bedürfnisse unterschiedlicher Zielgruppen anpassbar sein und zugleich einen Beitrag dazu leisten, den Bewohnern eine neue Heimat zu geben, also ihre Integration in eine (Stadt-) Gesellschaft zu unterstützen.

In dem zweitägigen Workshop entstanden fünf Beiträge, die folgende Ansätze erfüllen sollten:

- » Definition und Beschreibung einer minimalen Wohnfläche, die es ermöglicht, alle Wohnfunktionen unterzubringen;
- » Entwicklung von Zusatzmodulen, mittels derer sich Wohnungsverbände für unterschiedliche Zielgruppen bilden lassen, um den Bewohnern die Chance auf eine befriedigende Lebensführung zu geben;
- » Ausarbeitung einer Konzeption, um die Module zu unterschiedlichsten Gebäuden zu kombinieren, die an verschiedene städtebauliche Kontexte anpassbar sind.

Wie die Vorschläge der Studierenden aus sozialwissenschaftlicher Sicht zu bewerten sind, verdeutlicht die abschließende Kommentierung durch Professor Wolfgang Krieger von der Hochschule Ludwigshafen.



Beitrag der Gruppe 1

Mikro-Wohnen: Minimierung – Optimierung – Funktionsverdichtung

Die Grundidee dieses Konzeptes ist ein Regalsystem, in das Boxen beliebig hineingeschoben werden können. Als Vorbild diente die Flächenoptimierung auf einem Containerschiff.

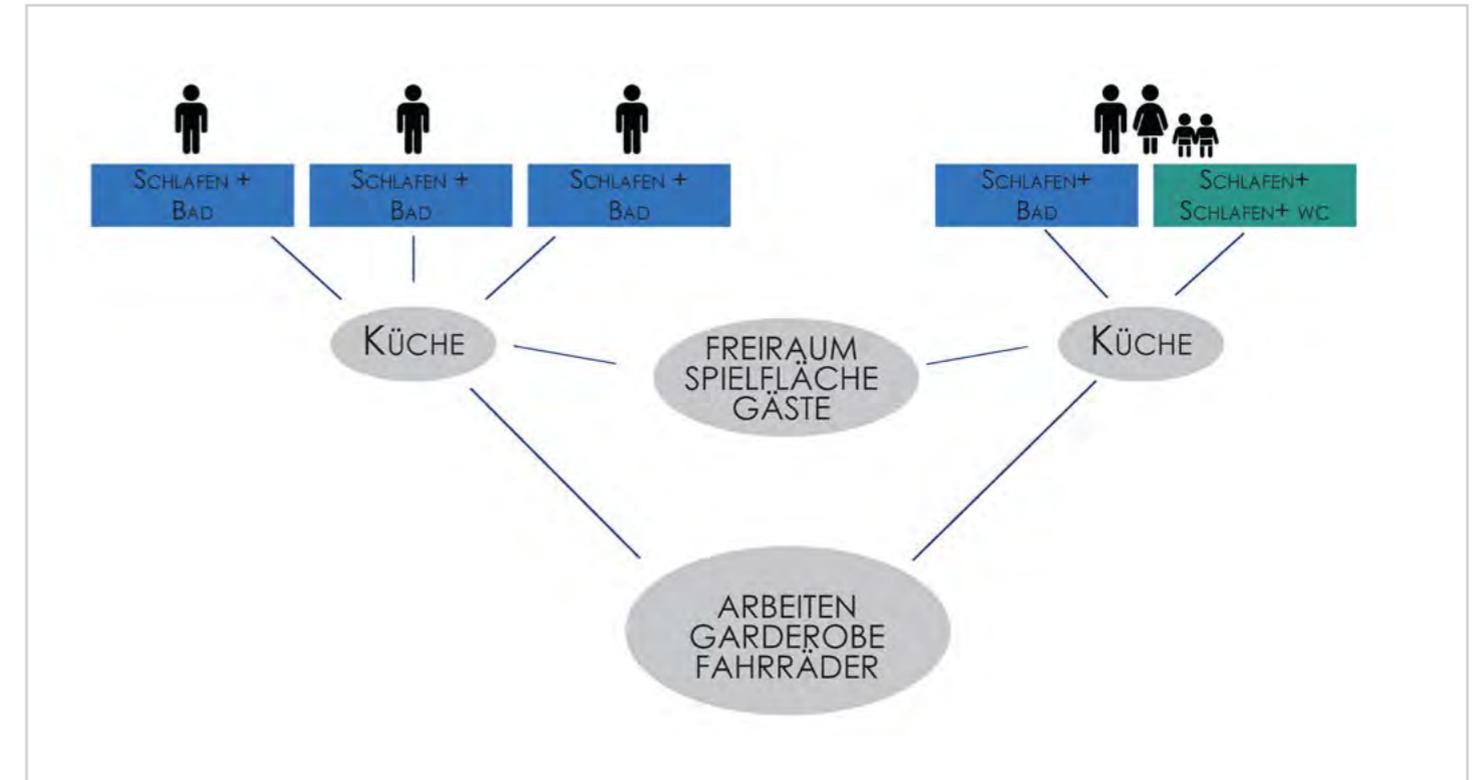
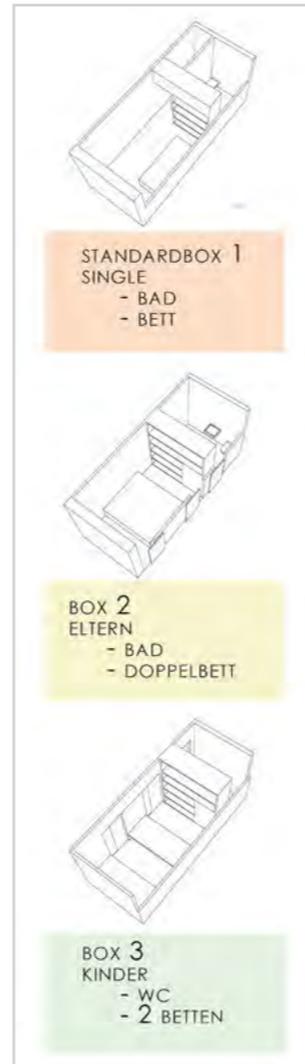
Wohnboxen für Singles und Familien bilden die Grundlage des Systems. In diesen Individualbereichen sind die privaten Bedürfnisse wie Schlafen und Pflege angesiedelt. Alle anderen Aktivitäten wie Wohnen, Kochen und Essen finden auf gemeinschaftlichen Flächen statt.

Als Grundmodul dient eine Standardbox, die beliebig zu stapeln und aneinanderzureihen ist. Die Box ist 2,35 Meter breit, 5,89 Meter tief und 2,71 Meter hoch.

Mit Hilfe der drei Standardboxen lassen sich sehr unterschiedliche Personengruppen unterbringen. Die Standardbox 1 für eine Person enthält auf knapp 14 Quadratmetern – getrennt durch einen Einbauschränk – die Funktionen Schlafen und Pflege. Die Elternbox ist auf gleicher Fläche mit einem Doppelbett und Bad ausgestattet. Die Kinderbox, die auch für Gäste genutzt werden kann, ist mit zwei Betten und einem WC mit Waschbecken ausgestattet.

Als weiteres Element gibt es eine Erschließungsbox mit Treppe und Lift.

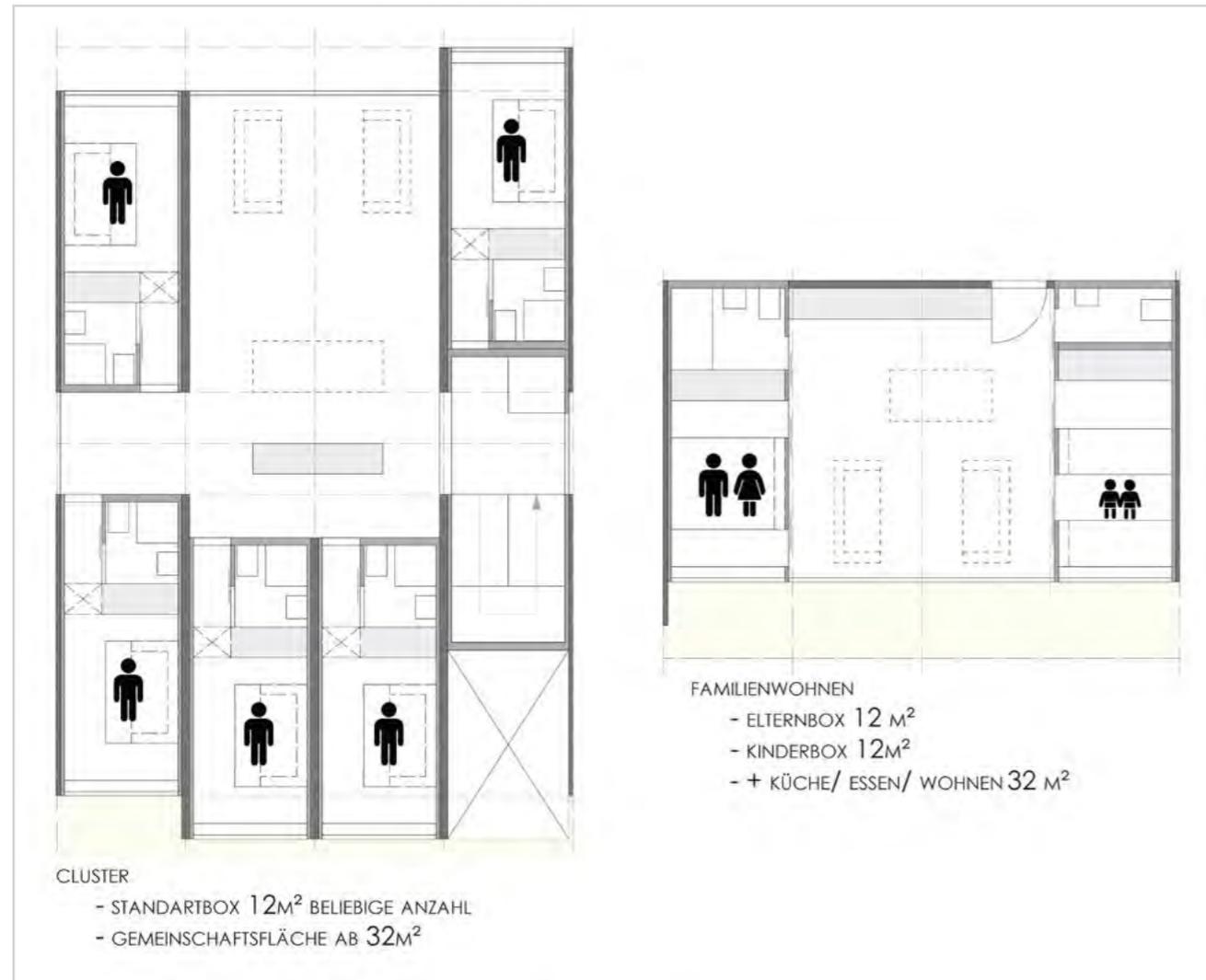
Die beschriebenen Boxen können flexibel zusammen- und zurückgebaut werden. Zwei Grundtypen an Wohnungen sind dabei zu unterscheiden: die Familienwohnung für zwei bis vier Personen und die Clusterwohnung, in der die Standard-



Boxen durch Gemeinschaftsflächen verbunden sind. Je nach Belegungsdichte variieren die pro Person zur Verfügung stehenden Flächen.

Das Gebäude, in das die Boxen eingeschoben werden, besteht aus einer Skelettstruktur. Im Erdgeschoss sind nur

Stützen vorgesehen, innerhalb derer Flächen für Gemeinschafts- oder Lagerräume in unterschiedlicher Größe gestaltet werden können.



Beitrag der Gruppe 2

Minimal Living Cube

Wer auf geringstmöglichen Flächen Wohnraum zur Verfügung stellen möchte, muss sich zunächst fragen, welche Faktoren dazu beitragen, dass man schnell, flexibel und günstig bauen kann. Drei Punkte sind hier zu berücksichtigen: die schnelle Vorfertigung, der unkomplizierte Transport und die flexible Gestaltbarkeit der aus den Modulen entstehenden Wohnungen sowie Gebäuden.

Will man Flächen optimieren, ist zunächst zu untersuchen, welche Überschneidungsflächen es zwischen den verschiedenen Wohnfunktionen gibt. Wir haben für unser Konzept

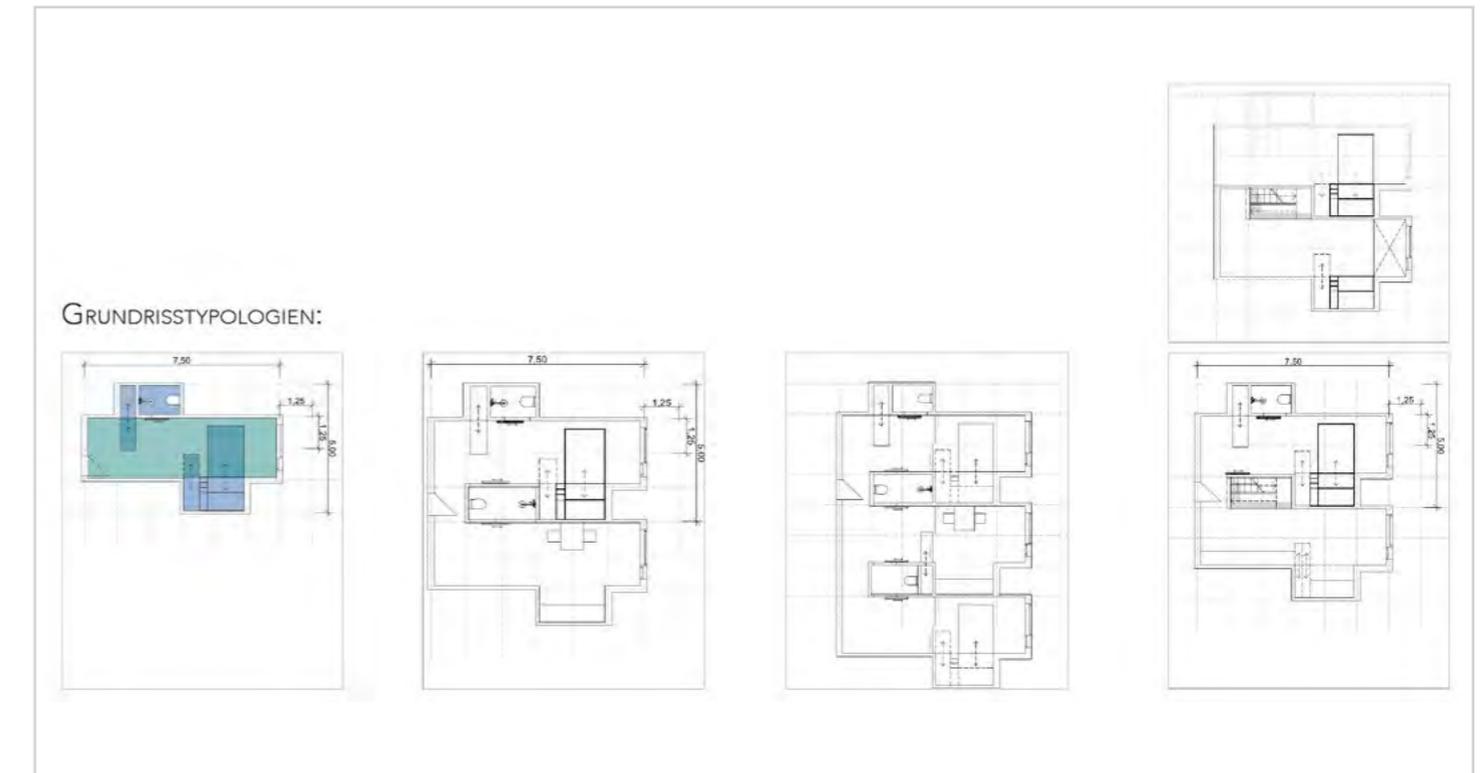
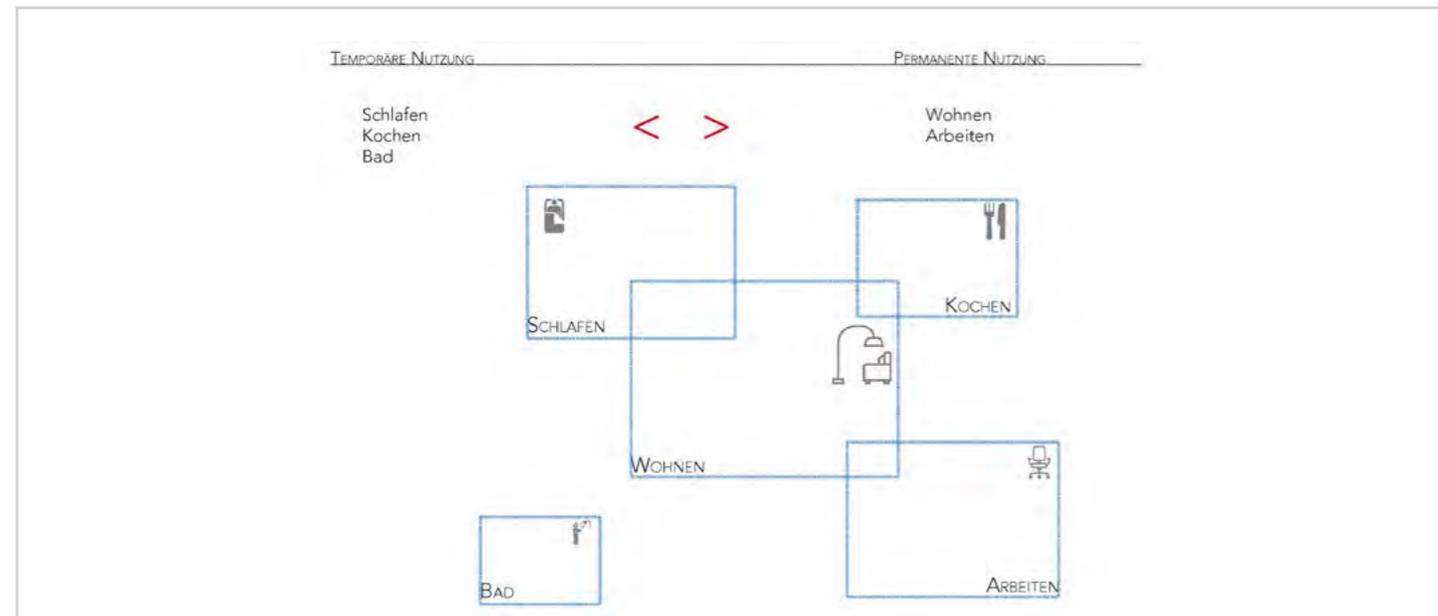
zwischen Flächen unterschieden, die temporär oder permanent genutzt werden.

Diese Gegebenheiten berücksichtigt der Modulkatalog, der als additives System zu verstehen ist und die einzelnen Elemente beliebig miteinander kombinierbar anbietet.

Die Kombinierbarkeit ermöglicht verschiedene Grundrisstypologien für die verschiedenen Bewohnergruppen. Hierfür wird die Grundeinheit für Wohnen durch Zusatzmodule ergänzt. Der kleinste Wohnungstyp mit 22 Quadratmeter ist

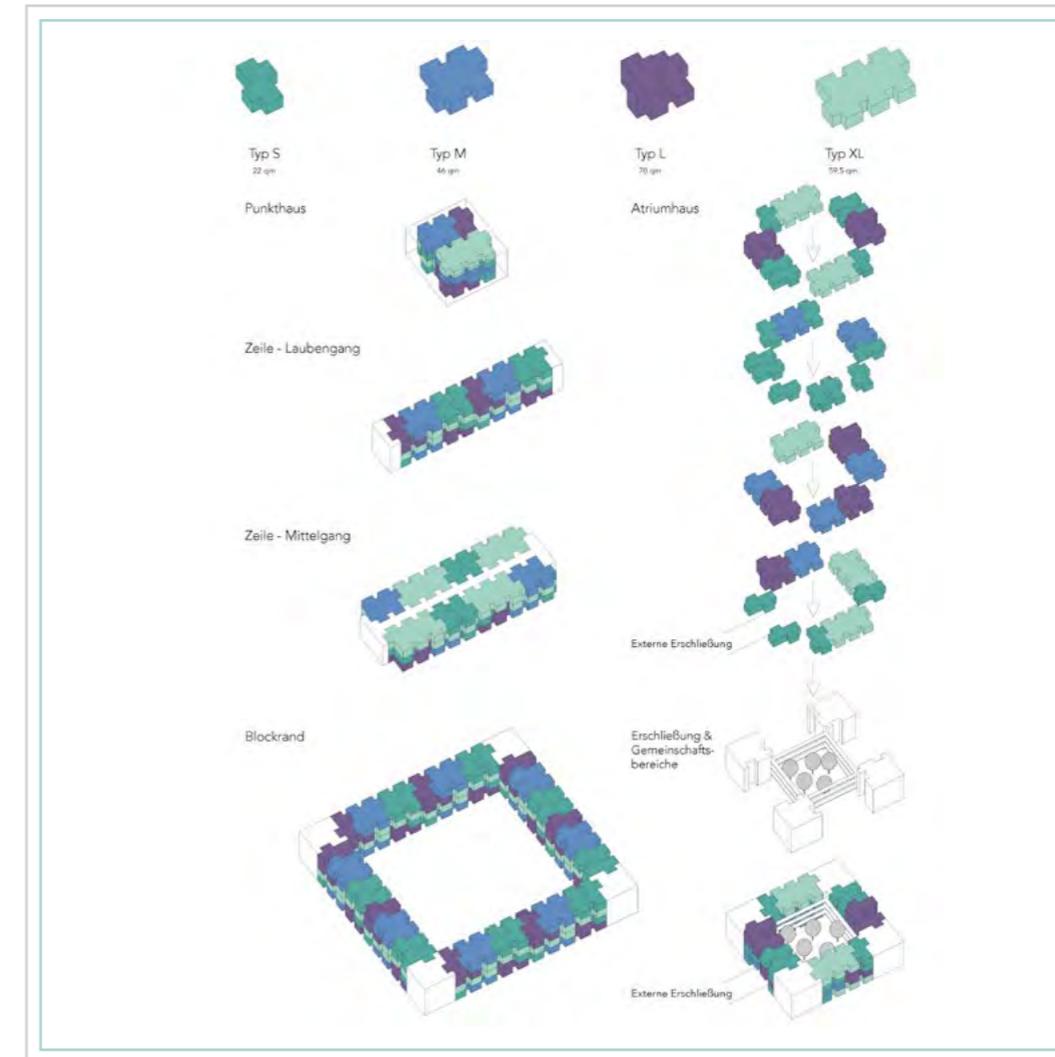
für ein bis zwei Personen ausreichend und besteht aus einer Grundeinheit für Wohnen sowie zwei Funktionsboxen für Bad und Küche, die der Raumteilung dienen. Analog diesem Beispiel lässt sich der Wohnraum weiter vergrößern, zum Beispiel, indem eine oder mehrere Schlaf-Boxen ergänzt werden.

Dauerhaft genutzte Flächen wie Küche und Bad sind daher komplett ausgestattet. Für temporär genutzte Flächen wie Wohn- und Schlafräume sind Möblierungsoptionen wie Podeste, Wandschränke, Regalsysteme und ähnliches vorgesehen.



Die gewählte Holzskelettbauweise im Raster 1,25 mal 1,25 Meter ermöglicht verschiedene Grundrisstypologien, die sich auf unterschiedliche Weise zusammenfügen und zu Einzelgebäuden und Gebäudestrukturen verbinden lassen. Bei größeren Einheiten ist eine Erschließung über Spänner oder Laubengang möglich.

Auch das Anfügen einer Balkonzone ist möglich. Bei Wohnblöcken können die Freiflächen in den Eckbereichen für Gemeinschaftsräume genutzt werden.



Der Wohn-Bau-Kasten

Das Minimieren von Wohnraum erfordert eine Beschäftigung mit den verschiedenen Wohnfunktionen und Möglichkeiten, sie zusammenzufassen und zu bündeln.

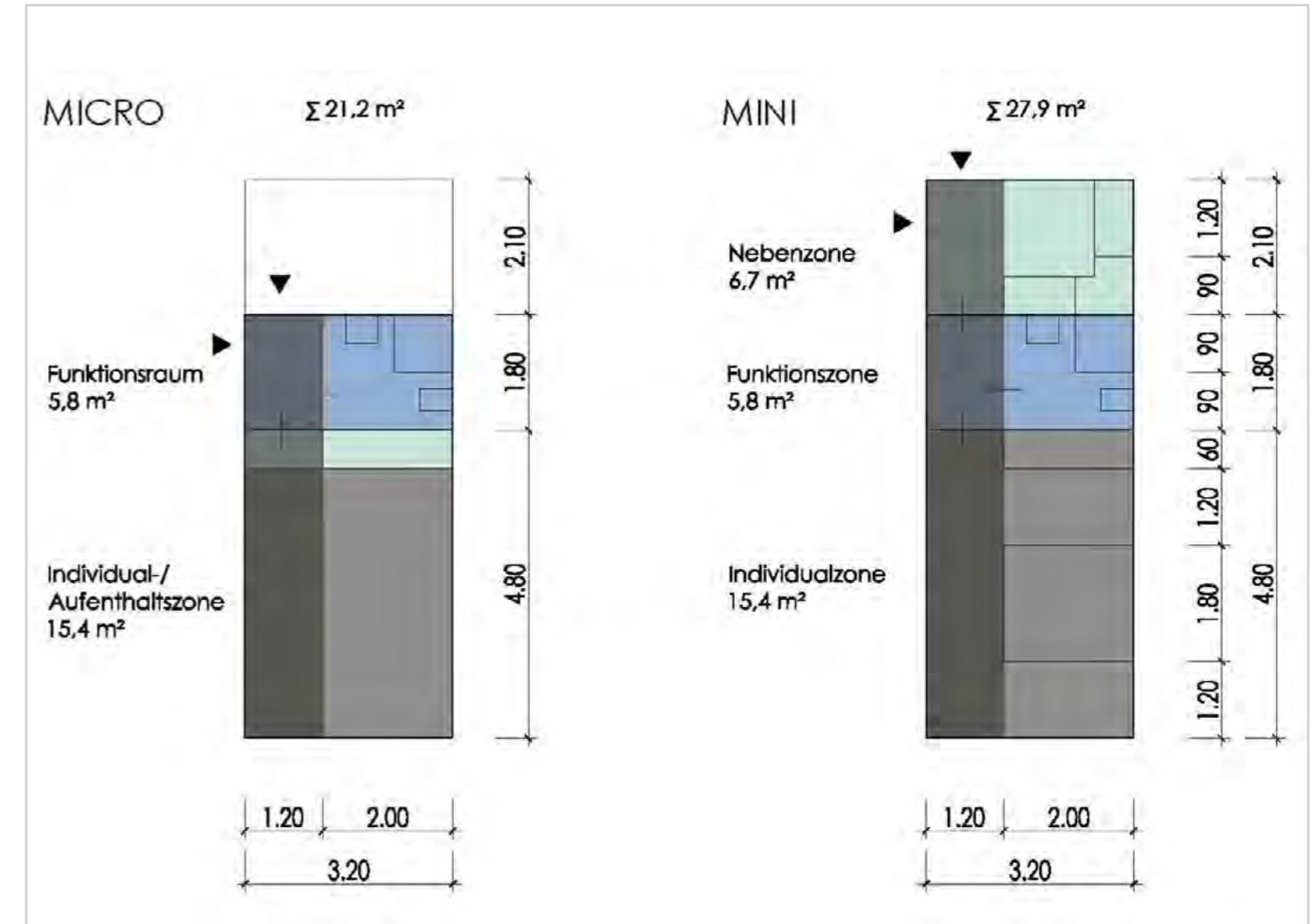
Gemeinschaftlich genutzte Räume lassen sich zum Beispiel der Funktion Bewegung zuschreiben. Hierzu gehören Wohnen, Essen, Spielen oder Ankommen. Ruhige, individuell genutzte Bereiche sind Schlafen und Arbeiten.

Darüber hinaus gibt es Räume, die Installationen benötigen wie Kochen und Sanitär. Diese Zonen benötigen wegen der Zu- und Ableitungen im Gegensatz zu den anderen Zonen einen festen Standort in der Wohnung.

Wie groß muss eine Wohnung sein, um alle Funktionen unterzubringen?

Die von uns konzipierte Mikrowohnung verdeutlicht die maximal mögliche Reduktion und Verdichtung der Funktionen. Sie hat eine Gesamtfläche von etwas mehr als 21 Quadratmetern. Dieser Wohnungstyp funktioniert jedoch nur für eng gefasste Nutzergruppen wie Singles jüngeren Alters oder Studierende.

Für größere Nutzergruppen adäquater erscheint uns die Miniwohnung, in der sich der Aufenthaltsbereich von einer oder mehreren Ruhezeiten abtrennen lässt. Dieses Einzelmodul kann man als Individualzonen dreifach nebeneinanderstellen und auf diese Weise unterschiedliche Grundrisse konfigurieren.



Mögliche Wohnungsgrößen und Grundrisse

Teilt man die verschiedenen Funktionen Grundrisstypen zu, fasst die kleinste Wohnung (Typ S) Wohnen, Kochen, Essen und Schlafen in einem Raum zusammen, abgetrennt sind nur die sanitären Einrichtungen. In der nächstgrößeren Wohnung (Typ M) sind Kochen und Essen von Schlafen und Wohnen abgetrennt. Bei der Wohnung Typ L handelt es sich um eine Dreizimmerwohnung mit einem zusätzlichen Kinderzimmer. Wohnen, Kochen und Essen sind hier

zusammengelegt. Die XL-Wohnung nutzt die Grundfläche von drei Achsfeldern und hat einen weiteren Raum.

Die Räume lassen sich aufgrund des Montagesystems der Wände in der Größe flexibel gestalten. Für das Badezimmer gibt es die Möglichkeit der Innenlage zur Verbesserung der Belichtung anderer Räume oder der Außenlage mit Fenster am Laubengang, wodurch sich der dahinter liegende Raum

vergrößert. Durch die Verschiebung der Außenwand können Wohnungen außerdem mit einem Balkon ausgestattet werden.

Neben den flexibel gestaltbaren Flächen gibt es bei der Stapelung der Module zu Gebäuden auch festgelegte Bereiche wie eine Laubengangzone (in der Abbildung dunkelgrau eingezeichnet) sowie eine Verkehrsfläche (in der Abbildung in hellgrau eingezeichnet). Diese Flächen können zum Beispiel für kleine Sitzgruppen genutzt werden und stellen eine Ausweichfläche für die relativ kleinen Wohnräume dar.

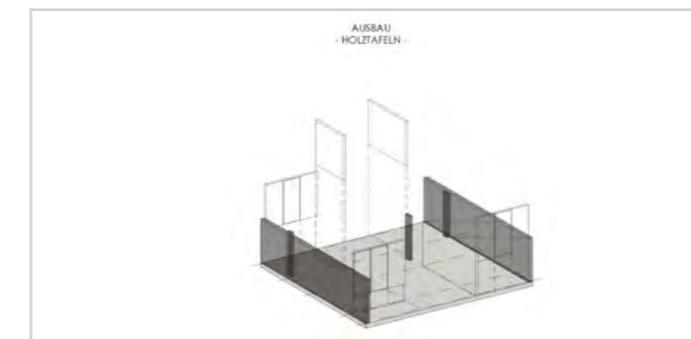
und -größen den sich ändernden Wohnbedürfnissen im Lebenszyklus anzupassen.



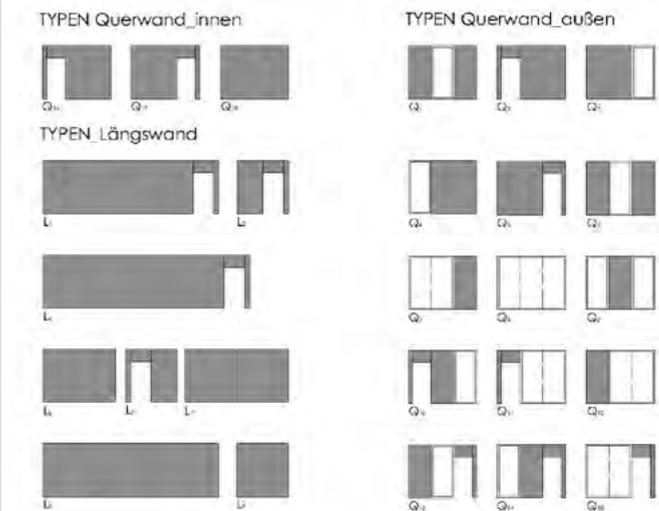
Festgelegte Bereiche: Laubengangzone (dunkelgrau) und Verkehrsflächen (hellgrau). Die grau unterlegten Farbflächen zeigen den Balkon, der durch ein Zurücksetzen der Außenwand entsteht.

Der Wohnbaukasten

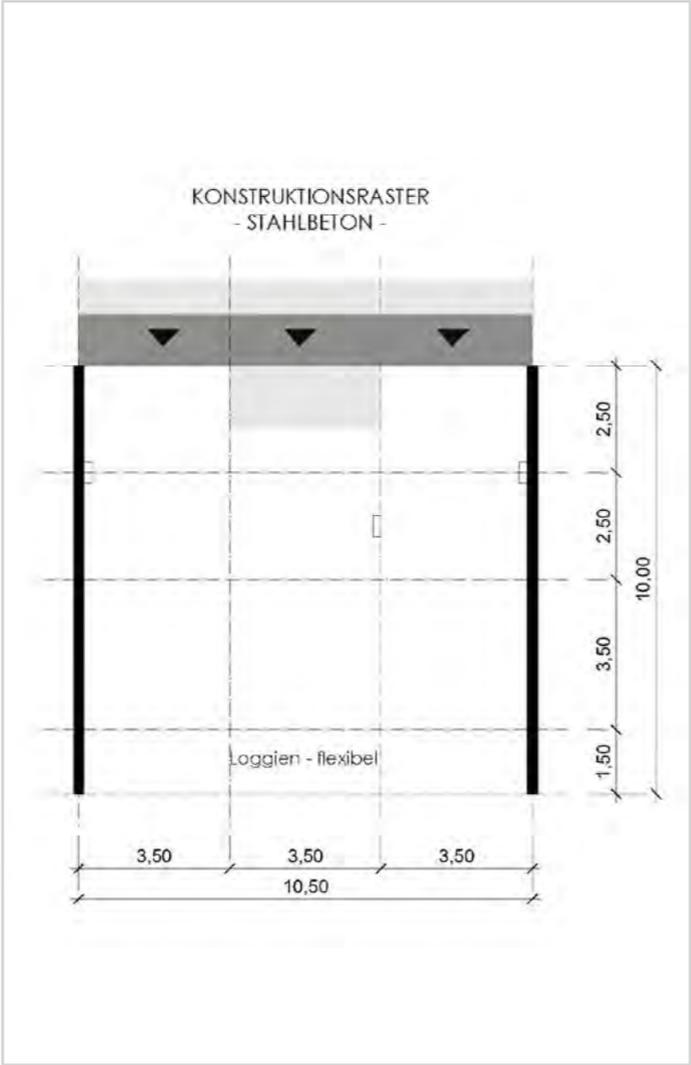
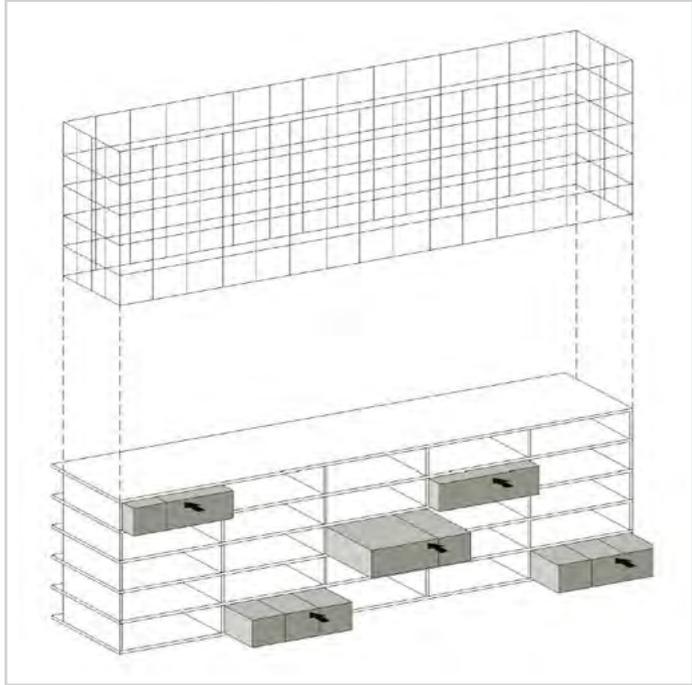
Aus einem Bauteilekatalog können die für die Einteilung der Wohnung erforderlichen Wandelemente ausgewählt werden. Eine individuelle Konfigurierung der Wohnung ist so mit geringem Aufwand möglich. Die Flexibilität des Stecksystems ermöglicht es außerdem, Wohnungszuschnitte



BAUTEILKATALOG

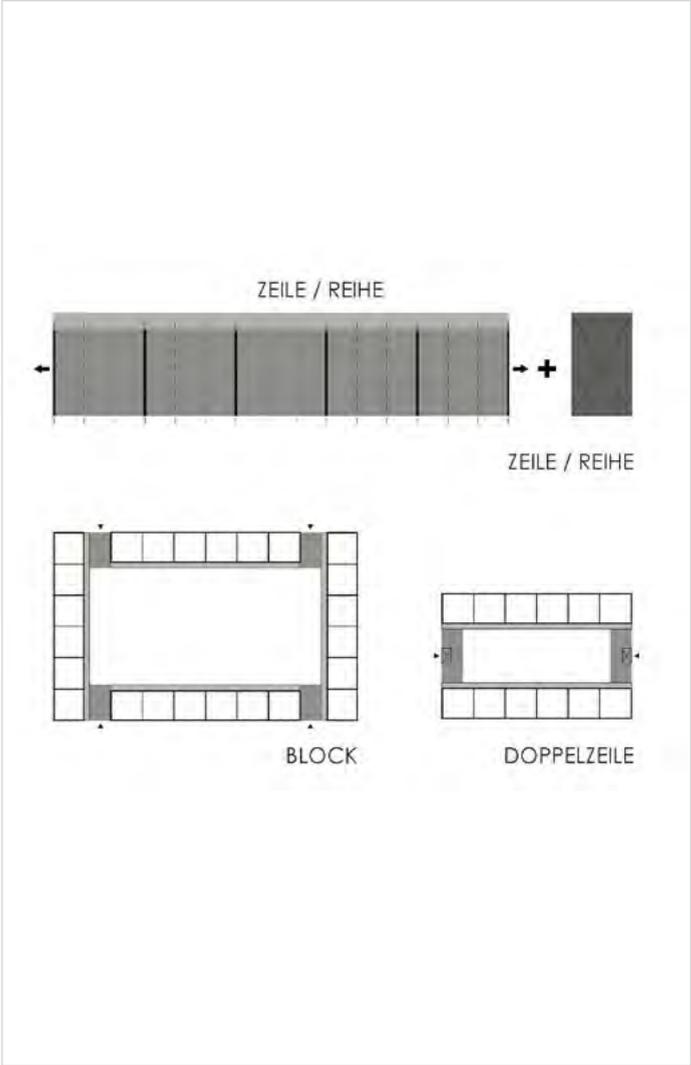
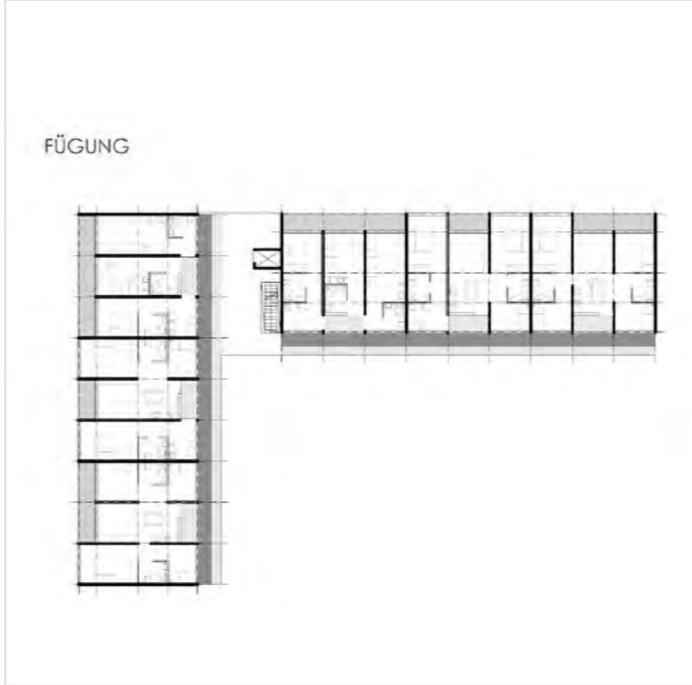


Die Integration der Module zu einem Gebäude gewährleistet eine Tragstruktur in Stahl-Beton-Bauweise, die auf einem festen Raster basiert und aus horizontalen Scheiben und tragenden Schotten besteht. In die Zwischenräume lässt sich jeweils ein Modul mit drei Grundelementen einschieben. Ergänzt werden in dem Raster Installationsstränge festgelegt, die eine Bündelung der Funktions- und Nebenräume so ermöglichen, dass man Bad und Küche flexibel anordnen kann.



Das Baukastensystem im Ensemble

Das Prinzip des Wohnbaukastens lässt sich auch auf Gebäude-Ensembles erweitern. So entstehen Gebäudezeilen mit Laubengang oder Gebäude in anderen Formen. Bei letzteren entstehen in den Ecken Freibereiche, die für die Gemeinschaft oder für die Unterbringung von Funktionen der Erschließung geeignet sind.



Smartbox

Wohnen lässt sich in bewegte, installierte und ruhige Zonen unterteilen. Diese lassen sich – abhängig von der Zahl der Personen, die in der Wohnung leben – verdichten und überlagern, sodass man Wohnraum sehr kompakt gestalten kann.

Weitere Fläche lässt sich durch die Nutzung klappbarer oder in Wände integrierbarer Möbel (zum Beispiel Betten oder Schränke und Regale) einsparen.



klappbare Tische und Stühle



Sitznische



Stauraum



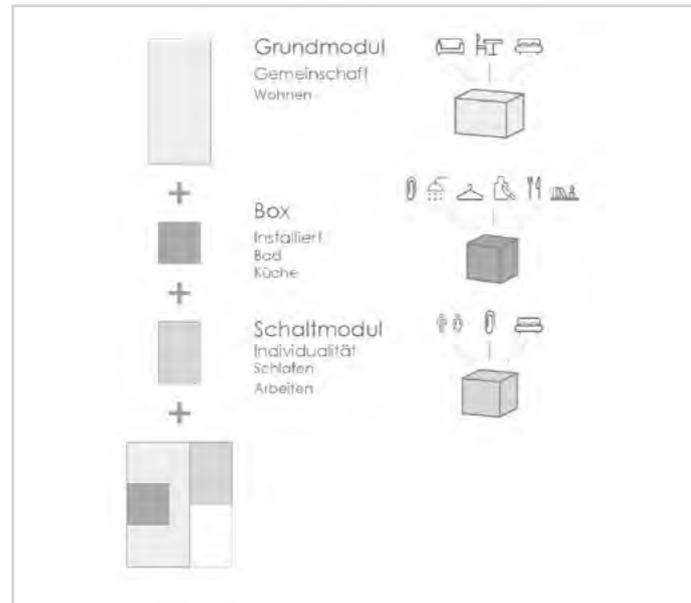
Wandregal



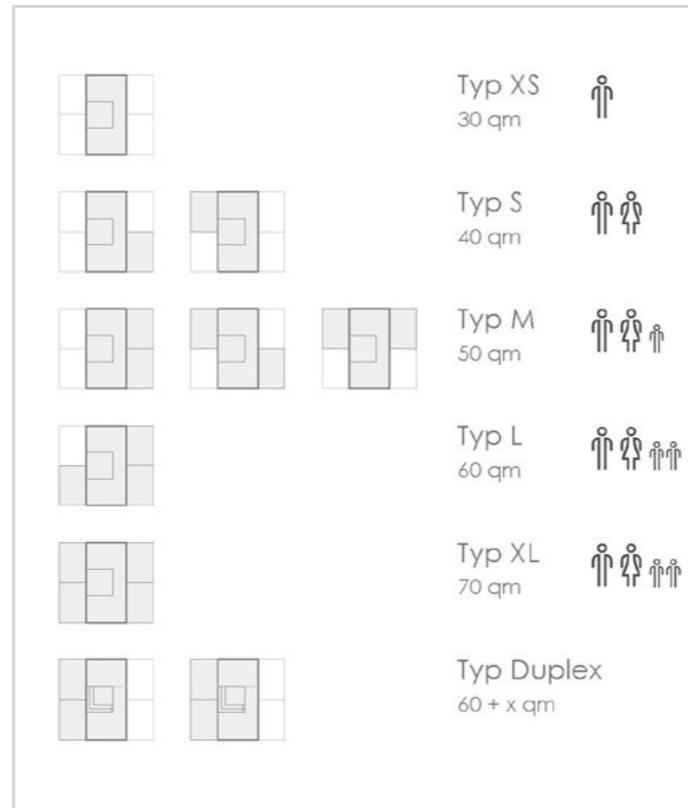
Klappbett

Um verschiedene Wohnungstypen realisieren zu können, haben wir drei kombinierbare Module ausgearbeitet:

- » ein Grundmodul für die Gemeinschaftszone, also das Wohnen, als Hauptbereich der Wohnung;
- » eine integrierte Box, in der alle Installationen für Bad und Küchenzeile vorgesehen sind;
- » ein kleineres Schaltmodul, das man variabel zum Grundmodul zuschalten kann, für weitere Räume.

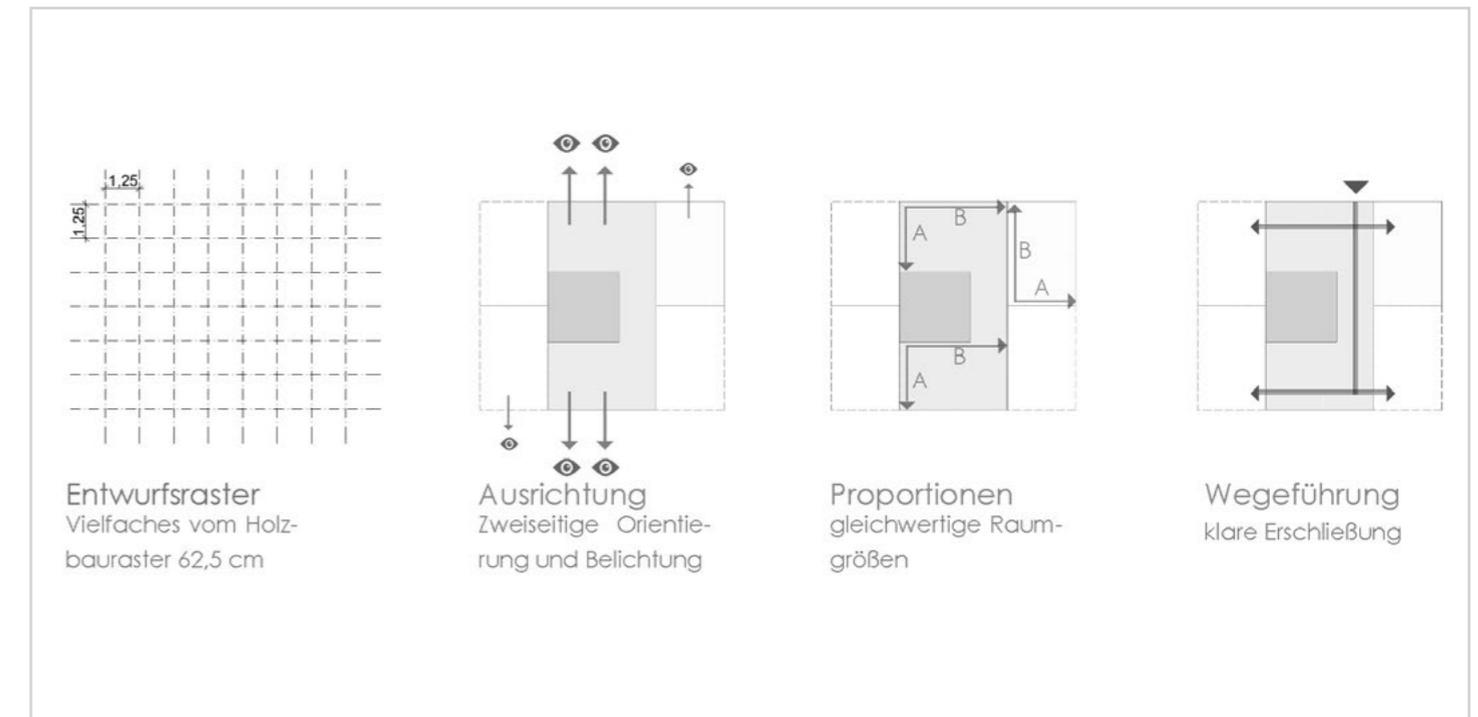


Mit den Modulen lassen sich vielfältige Wohnungen mit bis zu sechs Modulen realisieren. Die Wohnfläche reicht dabei von 30 bis 70 Quadratmetern. Als Sonderform ist durch vertikale Zuschaltungen außerdem ein Duplex (Maisonette) möglich.



Die Größe der Grundmodule basiert auf einem Konstruktionsraster, das gleichwertige Proportionen und eine klare Wegeführung zwischen bewegten und ruhigen Bereichen

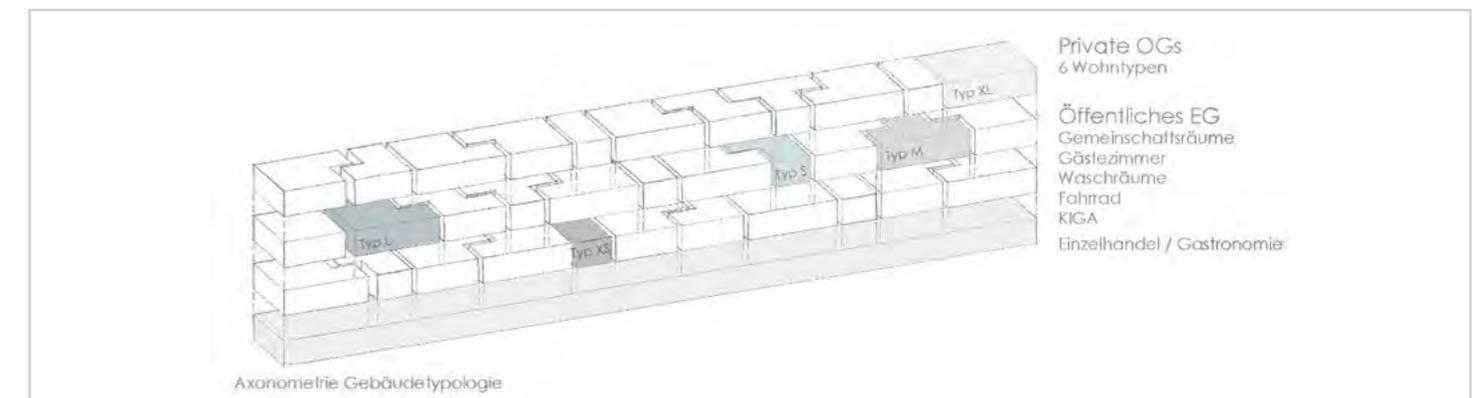
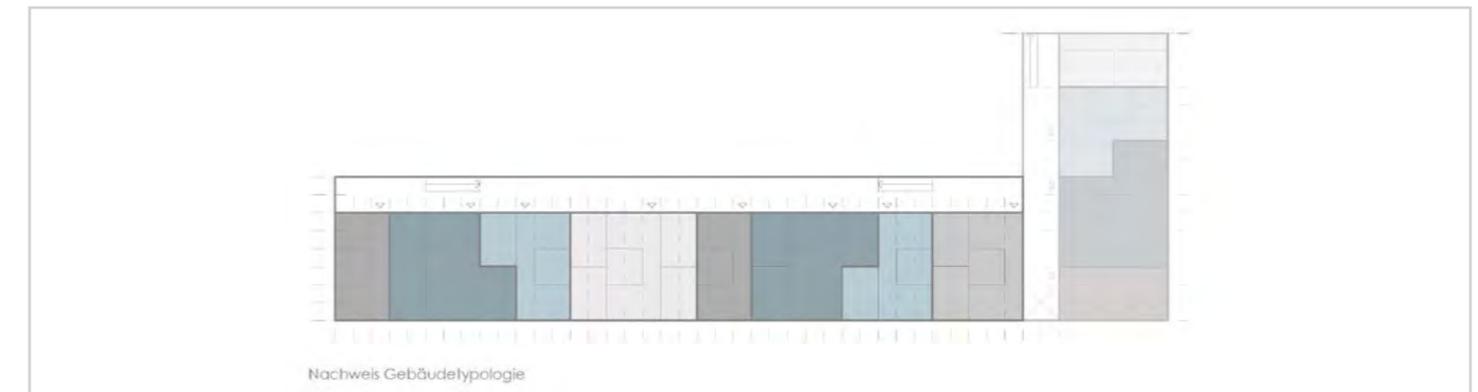
ermöglicht. Durch die mittig liegende installierte Box erfolgt die Trennung dieser Bereiche. Alle anderen Module haben Außenbezug.





Durch die Kombination der installierten Box und der Raummodule sind variable Grundrissformen möglich, wobei die Box immer das Zentrum der Wohnung bildet und für die vertikale Erschließung immer an der gleichen Stelle liegt.

Die Module sind flexibel zu Gebäuden stapelbar. Im Erdgeschoss sind Gemeinschaftsräume vorgesehen, die den Bewohnern weitere Nutzungsmöglichkeiten bieten und gemeinschaftsbildend wirken, wie Aufenthaltsbereiche, Gästezimmer oder vielfältige gemeinschaftliche Nutzungen.



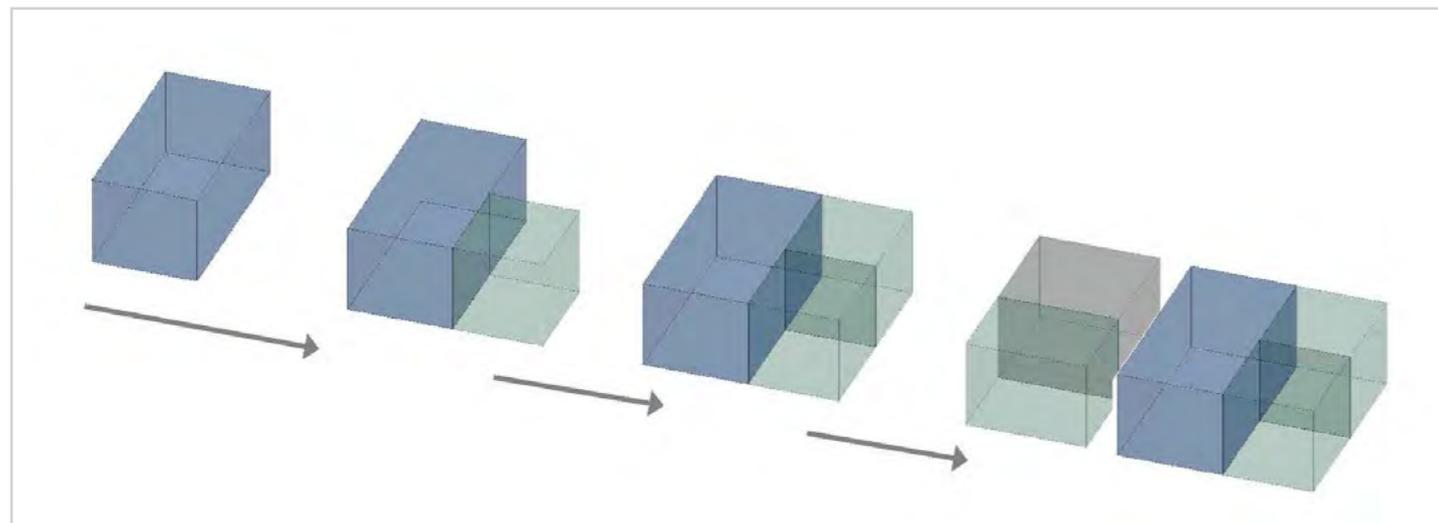
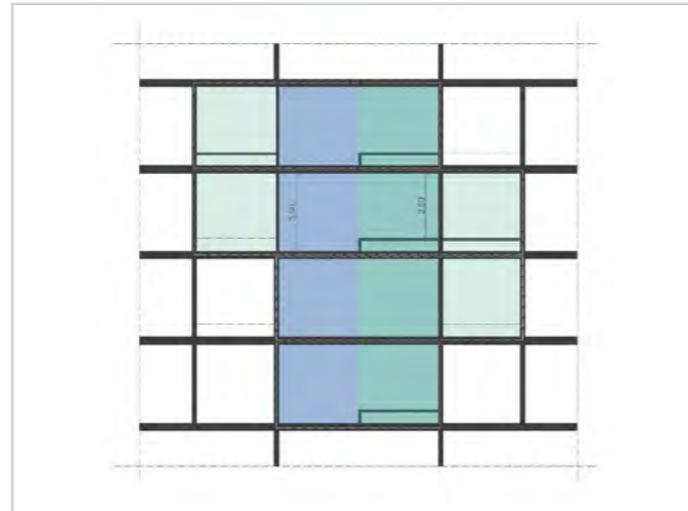
Beitrag der Gruppe 5

Flexibel

Um funktionale Räume und Wohnungen zu schaffen, die den verschiedenen Bedürfnissen und Lebensphasen entsprechen, ist Flexibilität im Bauen erforderlich.

Hierfür haben wir zwei Grundmodule sowie ein Schaltmodul entwickelt. Ein Grundmodul besteht aus den Funktionen Schlafen und Arbeiten, ein weiteres aus den Funktionen Kochen und Essen. Bei Bedarf sind variable Module zuschaltbar, sodass sich horizontal und vertikal unterschiedliche Wohnungstypen bilden lassen.

Wie der horizontale Schnitt zeigt, haben die von unserer Gruppe konzipierten Module unterschiedliche Raumhöhen. Das Modul mit Wohn- und Essraum hat eine Höhe von drei



AUF DAUER FLEXIBEL

- BETT umfunktionieren** >> Arbeitsbereich
Schrankwand
Couch
- ESSTISCH-KOCHNISCHE** >> nach Bedarf größer/kleiner
Abtrennung
Durchreiche
- KÜCHENZEILE** >> nach Bedarf größer/kleiner
Schrankwand

BEIM UMZUG FLEXIBEL

- SCHLAFRÄUME** >> schaltbar
Anzahl nach Bedarf
- SCHRANKELEMENTE** >> Raumtrennung
Nach Bedarf größer/kleiner
- ANORDNUNG** >> horizontal/vertikal
Galerie/Arbeiten/Wohnen

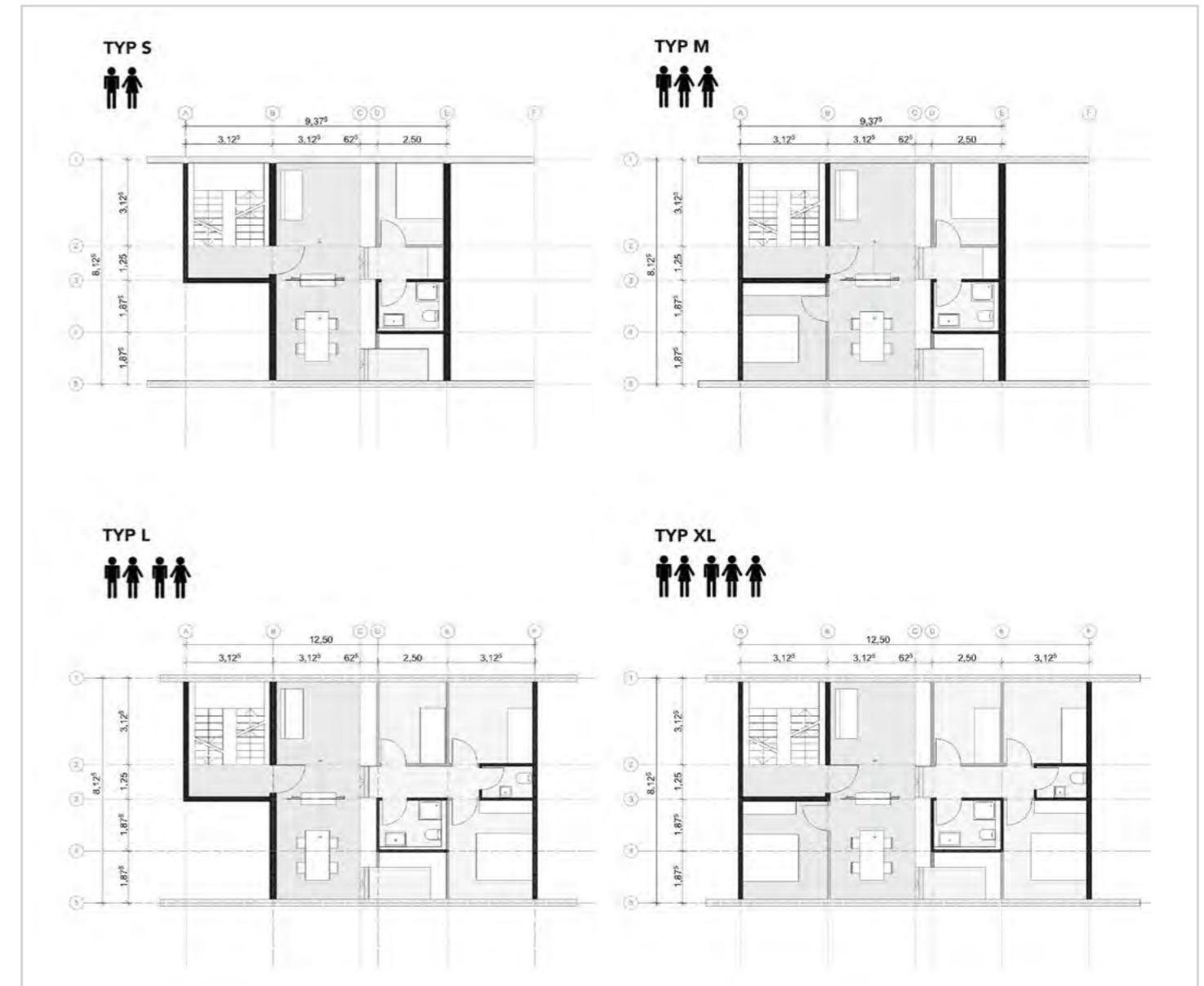
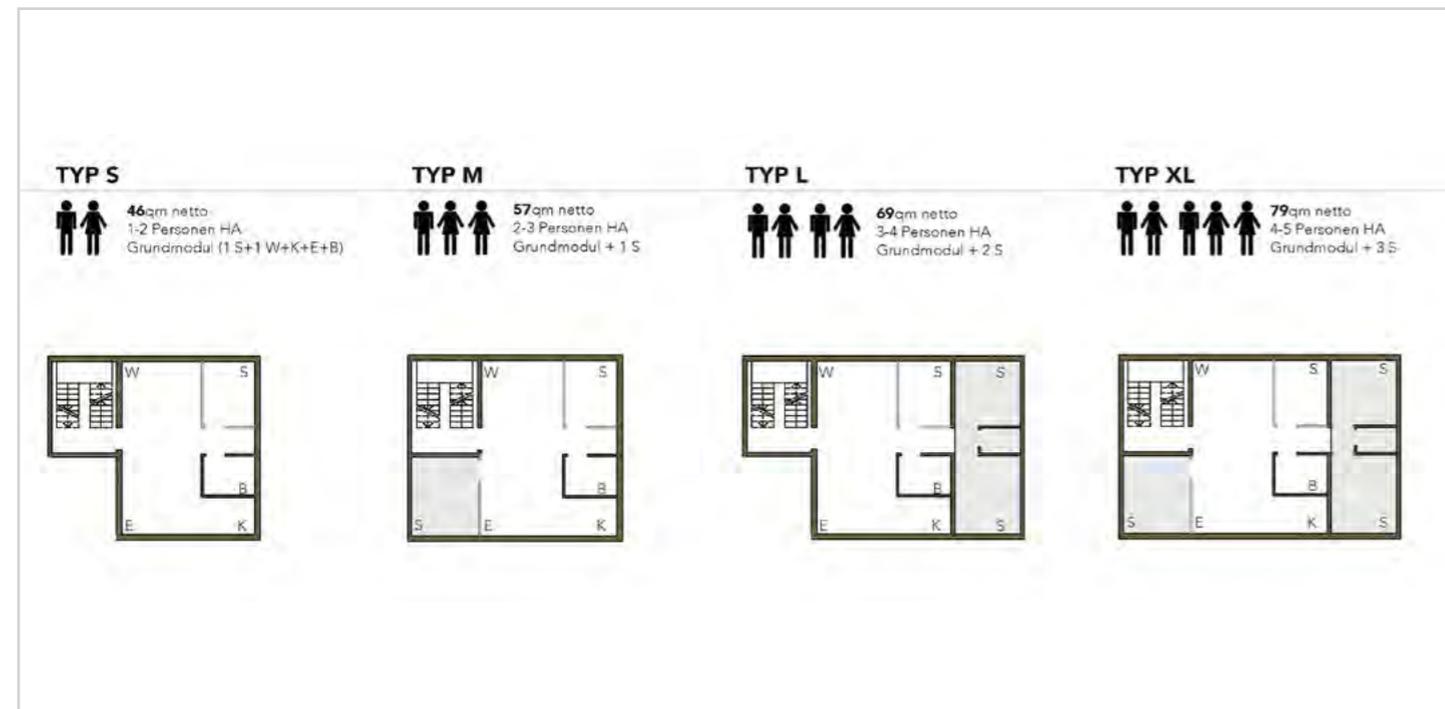
KOMBINATION

- (SCHLAF)-RÄUME** >> beim Einzug nach Bedarf wählbar
zu Arbeitsräumen ausbaubar
Podest ja/nein-Stauraum
- >> **EIGENANTEIL**
- SCHRANKELEMENTE
u. SCHRANKWÄNDE** >> bei Bedarf verschieblich
Abtrennung Zonen (z.B. W/E)

Metern. Die Module für die Nebenraumzonen sind auf eine Raumhöhe von 2,50 Metern angelegt. Der verbleibende Raum kann flexibel genutzt werden, zum Beispiel durch den Einbau von Podesten, um Stauraum zu gewinnen. Als Wohnungsgrundrisse sind vier Varianten möglich. Die kleinste Wohnung hat eine Wohnfläche von 46 Quadratmetern. Die maximale Wohnungsgröße beläuft sich auf knapp

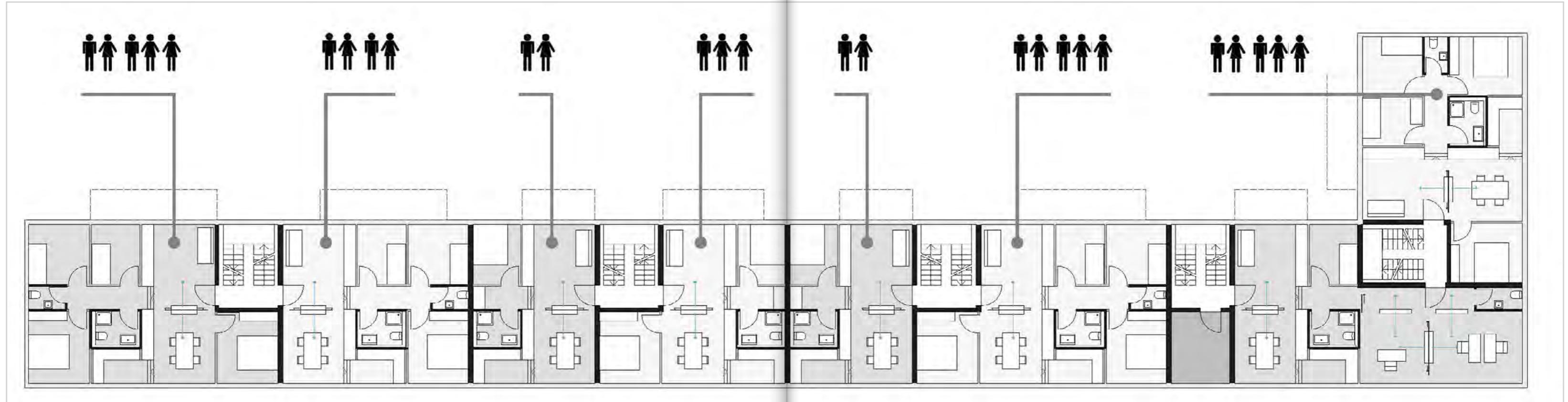
80 Quadratmeter, hier sind dem Typ S drei weitere Module für Schlafen und Arbeiten zugeschaltet.

Dass diese Wohnungsgrößen ausreichend sind, zeigen die Beispiele mit Möblierung. Bei den großen Wohnungen (Typ L und XL) lässt sich wahlweise noch ein WC-Modul zuschalten.



Das Nebeneinander verschiedener Wohnungsgrößen ist aufgrund des Holzbau-Konstruktionsrasters problemlos möglich. Sollten Module frei bleiben, können sie als Gemeinschaftsräume oder Gästezimmer zwischengenutzt werden, bis sie wieder einer Wohnungsnutzung zugeführt werden.

Die Tragkonstruktion besteht wahlweise aus Stahlbeton oder Holz. Die Gebäudestruktur erlaubt sowohl eine Spänner- als auch eine Laubengangschließung. Die Loggien sind nicht integriert, sondern vorgesetzt, sodass sie nicht auf Kosten der Wohnungsgröße gehen.



Minimalistisch, aber flexibel und gestaltbar

Kommentar von Prof. Dr. Wolfgang Krieger, Hochschule Ludwigshafen

Als Sozialwissenschaftler gehe ich eigentlich davon aus, dass Menschen, die einen Raum zum Wohnen suchen, in erster Linie Platz brauchen. Daher fand ich es beeindruckend, sich als Einstieg zum Thema „Heim@rt: Bauen ist eine Kunst.“ mit „flächeneffizientem“, also minimiertem Wohnen zu beschäftigen.

Die Studierenden der Hochschule Mainz hatten – das zeigen die verschiedenen Konzepte – einen weitergehenden Ansatz als das Minimieren der Wohnflächen. Ihnen ging es auch und vor allem darum, diese Minimierung für die Bewohner unter Zuhilfenahme von Nutzungsüberschneidungen so zu optimieren, dass funktionale, aber auch flexible Raumkonzepte entstehen konnten.

Im Blick behalten müssen wir beim Thema „Minimiertes Wohnen“ die Nutzer, die perspektivisch diesen Raum bewohnen. Im Vordergrund stand für diese Sommerakademie Architektur ja die Idee, Menschen, die keinen oder zu teuren Wohnraum haben, eine menschenwürdige und bezahlbare Unterkunft zu geben. Es geht um sozial benachteiligte Gruppen, also alte Menschen, von Obdachlosigkeit bedrohte Menschen, Asylbewerber und Geringverdiener wie zum Beispiel viele Studierende oder Alleinerziehende mit Kindern.

Wenn wir diesen Menschen eine Heimat oder ein Zuhause schaffen möchten, sollten wir unbedingt nach der sozialen Qualität dieser Kleinstwohnungen fragen. Hier sind meines Erachtens drei Aspekte zu berücksichtigen:

- » Wie ist es möglich, in so extrem verdichteten Wohnsituationen einen Wohnwert zu schaffen und zu bewahren?
- » Wie sind diese Lösungen für die verschiedenen Bewohnergruppen noch gestaltbar, welche Optionen für verschiedene Nutzungen sind geboten und wie lässt sich Bindung und Aneignung ermöglichen?
- » Was geschieht, wenn die Module zu Teilen eines Ganzen werden? Wie also wirkt das Ganze in seine Teile zurück und wie verhalten sich die Teile zueinander?

Betrachten wir zunächst den Wohnwert. Hier geht es in erster Linie um die Menschenwürdigkeit der Unterkunft. In den Entwürfen gehen die Studierenden sehr gut auf die Grundbedürfnisse des Menschen ein, indem sie bei ihren Planungen Licht und Belüftung einbeziehen, durch integrierte Bäder das Bedürfnis für Hygiene mitdenken und zum Teil sogar die Qualität von Materialien berücksichtigen.

Wichtig ist jedoch auch die Frage der Akustik, wenn viele Menschen auf engem Raum zusammenleben. Akustische Barrieren sorgen dafür, dass man sich nicht zu sehr stört und Ruhe finden kann. Sie müssen jedoch bereits beim Bauen mitgedacht werden.

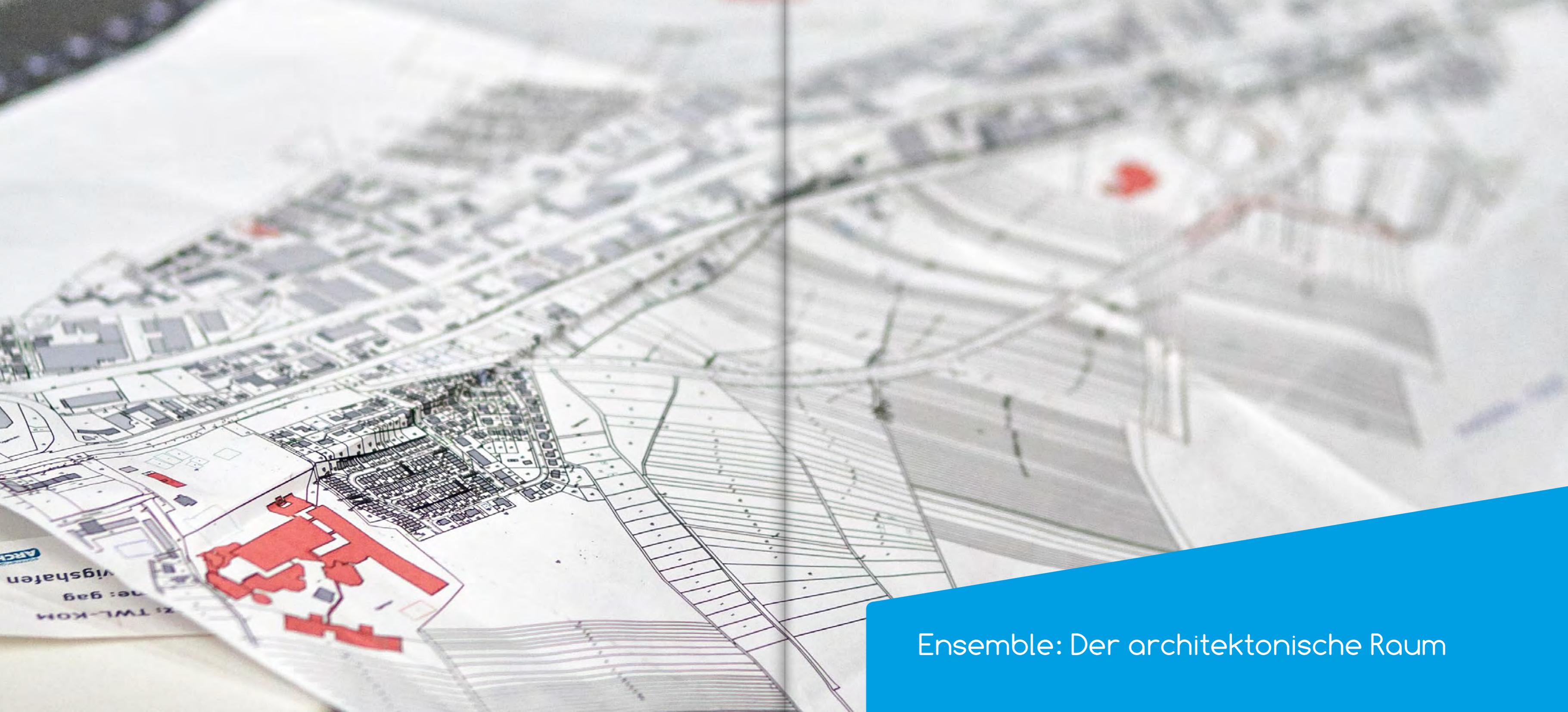
Für Wohnwert sorgt auch, dass trotz der übersichtlichen Wohnflächen an Rückzugsmöglichkeiten gedacht wurde. Und ein weiterer Aspekt ist nicht zu vernachlässigen: dass die Räume gut zu pflegen sind und es Stauraum gibt, um präventiv etwas gegen Chaos und Vermüllung zu tun.

Auch bei der Gestaltbarkeit haben die Studierenden sich einiges einfallen lassen. In den Konzepten finden wir verschiebbare Elemente, flexible Wohnungsgrößen, die Möglichkeit, Nutzungsflächen zu verändern, also eine große funktionelle Offenheit.

Sogar für das Thema Gästebesuch fanden sich Ideen, zum Beispiel in Form entsprechender Clusterräume, die jedoch auch alternativ genutzt werden könnten, um Pflegeleistungen unterzubringen – zum Beispiel für ältere und behinderte Menschen.

Was passiert nun, wenn aus einzelnen Modulen Gebäude, also Ensembles werden? Die Atriumslösung zeigt, dass diese nicht unbedingt groß und anonym, sondern durchaus auch überschaubar und individuell gestaltbar sein können. Überzeugend waren aus meiner Sicht die Lösungen mit externen Zugängen in die verschiedenen Gebäudetrakte. Diese Ideen lassen sich noch weiterentwickeln.

Kritischer sehe ich den Vorschlag eines Zugangs über schmale Laubengänge, der mehrfach genannt wurde. Als Zugang zu den Wohnungen sind Laubengänge eine ökonomische Lösung, jedoch funktionieren sie in den seltensten Fällen als Orte der Kommunikation. Hierzu müssten sie deutlich breiter dimensioniert werden oder Ausbuchtungen haben, die sich bestuhlen und so als Kommunikationsflächen nutzen ließen.



Ensemble: Der architektonische Raum



Leitung

Prof. Dipl.-Ing. Kenn Schwarzbart

SRH Hochschule Heidelberg

Ensemble: Der architektonische Raum

Die SRH Hochschule Heidelberg nahm wie in den Vorjahren mit einer Gruppe von Bachelor-Studierenden an der Sommerakademie Architektur teil. Eine Extra-Gruppe bildeten drei Erasmus-Studierende, die sich an ihren Heimatuniversitäten bereits in einem fortgeschrittenen Teil des Studiums befinden.

Die im Vergleich zu den Teilnehmern aus Kaiserslautern und Mainz sehr jungen Studierenden hatten die Aufgabe, sich mit der Entwicklung von räumlichen Qualitäten am Beispiel eines Geländes beim Heinrich Pesch Haus zu befassen. Dabei sollten sie Vorschläge für Bebauungsstrukturen und die sie verbindenden Räume erarbeiten. Ziel war es, einen wohnlichen Ort in peripherer und isolierter Lage zu entwickeln. Dieser sollte einem weit gefassten Personenkreis eine neue Heimat geben.

Als fachliche Grundlage konnten die Studierenden auf ihr Wissen über den architektonischen Raum zurückgreifen, der in einem parallel zur Sommerakademie Architektur laufenden Studienmodul an der Hochschule behandelt wurde. Jedoch stellte allein die Fläche des Raumes, den die Studierenden in dem zweitägigen Workshop zu gestalten hatten – 80.000 Quadratmeter – eine große Herausforderung dar.

Um sich dem Raum anzunähern, fand im Vorfeld der Sommerakademie Architektur für die Studierenden unserer Hochschule eine inhaltliche Einführung mit Ortsbegehung statt. In Rahmen dieser Einführung erläuterte Nina Dettweiler von der Stadt Ludwigshafen intensiv die Struktur und das Umfeld des zu bebauenden Geländes sowie seiner Anbindung an angrenzende Stadtteile. Die Studierenden bekamen so einen Eindruck über die Arbeitsweise und die rechtlichen Vorgaben, die für die Erschließung neuer Bebauungsgebiete relevant sind. Weitere wichtige Impulse lieferte Ulrike Gentner vom Heinrich Pesch Haus, die über die Philosophie der Einrichtung und die Vision für das neu zu bauende Quartier informierte. Eine Zusammenfassung dieser Basisinformationen ist in diesem Buch zu finden (Seite 53).

Wertvolle Unterstützung erhielten die Studierenden außerdem von den Dozenten und Studierenden der Hochschule Ludwigshafen, die bereits in einem frühen Stadium der Arbeiten die Ideen der einzelnen Gruppen begleiteten und kritisch kommentierten. Diese Impulse flossen in die Ausarbeitungen ein und gaben den Studierenden eine erste Vorstellung, wie wertvoll der fachliche Austausch mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen für Architekten und Stadtplaner sein kann.

Die finalen Ausarbeitungen zeigen, dass es den Heidelberger Studierenden gelungen ist, Visionen für Atmosphären und Stimmungen spezifisch für das Areal zu entwickeln, ohne die zahlreichen für eine Planung relevanten Faktoren aus dem Blick zu verlieren.

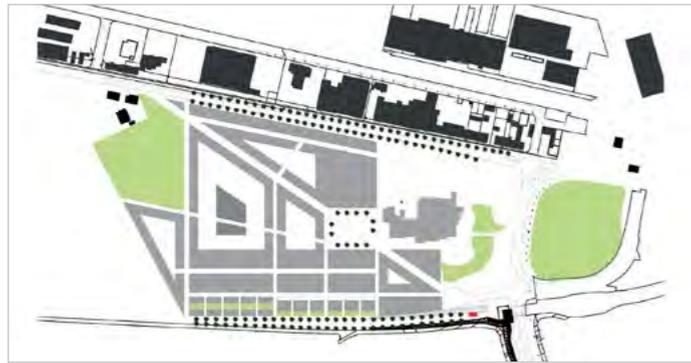


Heinrich Pesch Haus



Beitrag der Gruppe 1

Die an das Heinrich Pesch Haus angrenzende, neu entstehende Siedlung „Be connected“ ist durch eine diagonal verlaufende Hauptachse charakterisiert. Diese schafft eine Verbindung zwischen dem im Nord-Westen liegenden Reiterhof und der Siedlung in der Bayreuther Straße in südöstlicher Lage.



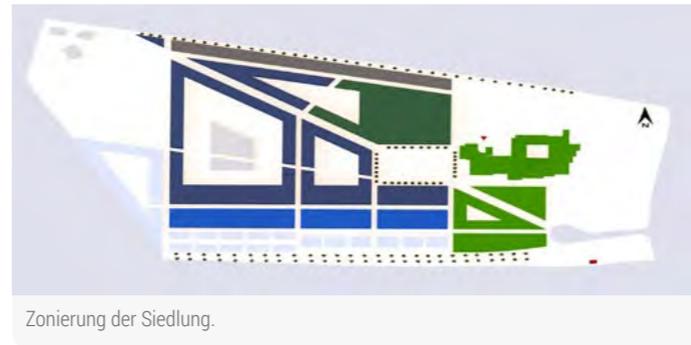
Areal mit geplanter Bebauung.

Das zu gestaltende Areal haben wir in vier Zonen unterteilt. Der nördliche Teil der Siedlung besteht zum einen aus Gebäudekomplexen, die der Versorgung dienen. Zum anderen befindet sich dort angrenzend zur Mannheimer und Frankenthaler Straße ein öffentliches Parkhaus.

Im Osten befinden sich öffentliche Einrichtungen, die um das Heinrich Pesch Haus herum platziert sind. Dazu gehören Erziehungs- und Bildungseinrichtungen wie beispielsweise ein Kindergarten und eine Schule, sowie ein Jugendzentrum als Treffpunkt und soziale Anlaufstelle. Die Wohngebäude

sind im Süden angesiedelt, mit Blick auf das Feld. Die im Westen bereits vorhandene natürliche Begrünung ist in dem Entwurf zu einem Naherholungsgebiet angrenzend an den Reiterhof erweitert.

Die Gebäude greifen die treppenförmige Silhouette des Heinrich Pesch Hauses auf. Sie variieren in der Höhe und fallen von Nord nach Süd von vier auf zwei Stockwerke ab.

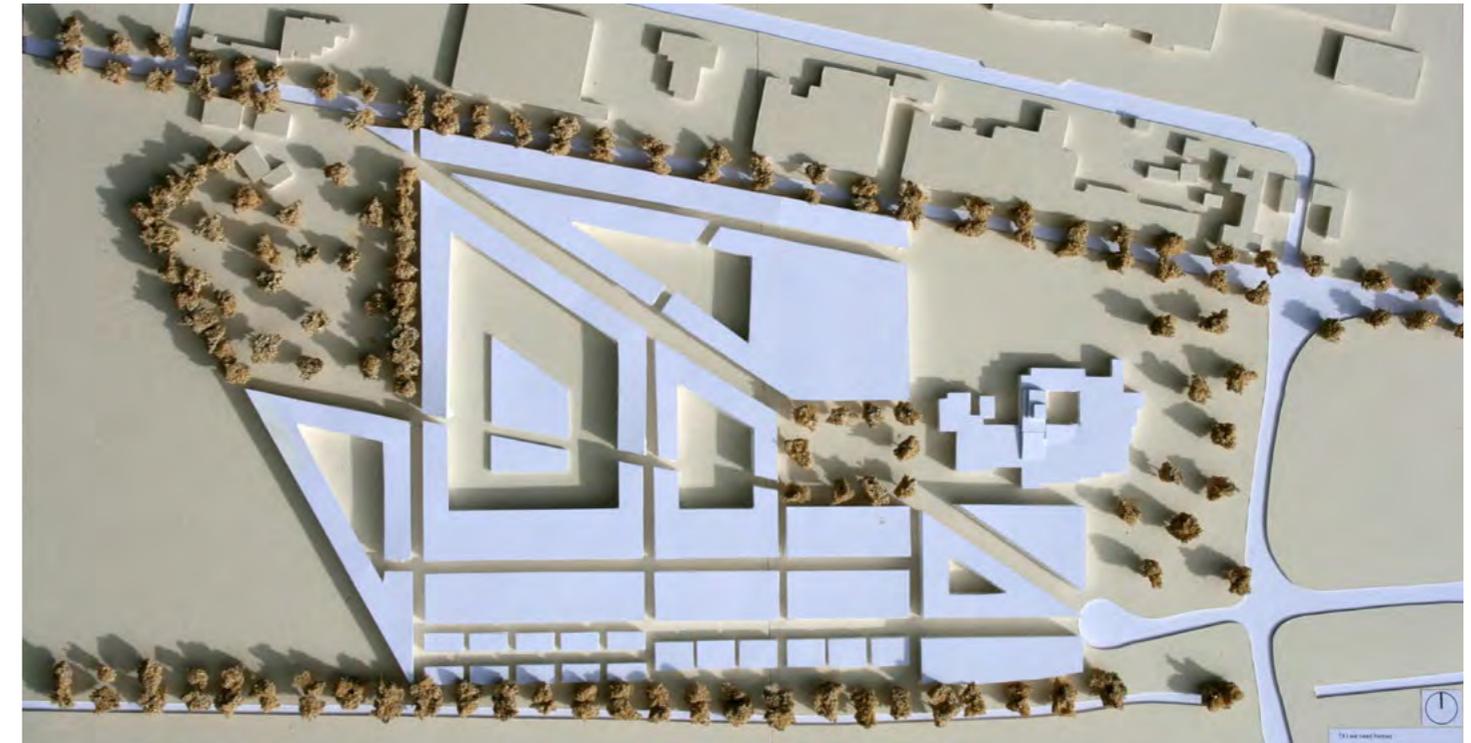


Zonierung der Siedlung.

Zonierung der Siedlung

Die Hauptziele des Konzepts stellen Inklusion, Integration und Zusammenführung der verschiedenen Gesellschaftsgruppen dar. Zur Umsetzung bietet die Siedlung neben dem Heinrich Pesch Haus diverse Treff- und Anziehungspunkte, wie beispielsweise Räumlichkeiten für Veranstaltungen und einen zentralen Marktplatz mit Restaurants und Cafés. Um Menschen mit Behinderung die Möglichkeit des barrierefreien Zugangs zu gewährleisten, sind die Wege durch die Siedlung durchgehend ebenerdig angelegt und befestigt.

Ausarbeitung: Judith Baumeister, Melanie Büttner, Nicolas Ctvrtnik, Torsten Herms, Nikola Steinhardt



Aufsicht Modell.

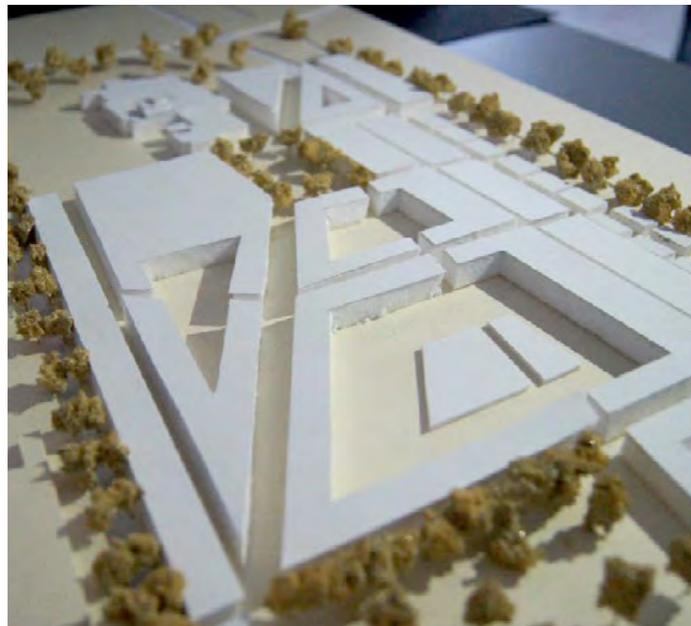
Die bereits erwähnte Hauptachse führt zu einem zentralen Platz, der unmittelbar an das Heinrich Pesch Haus angrenzt und Möglichkeiten für zufällige Begegnungen der Menschen bietet – seien es Verabredungen zum gemeinsamen Spiel oder Sport, zum Spaziergehen oder einfach nur Zusammensitzen. Soziale Interaktion ist außerdem in den Innenhöfen der Wohngebäude und in den Seitenstraßen möglich,

Rückzugsorte und Nischen sind vor allem in den Wohnbereichen zu finden.

Der innere Teil der Siedlung soll ausschließlich fußläufig erschlossen werden. Zwei Einfahrten an der Mannheimer und der Frankenthaler Straße ermöglichen die Zufahrt mit dem Auto in den äußeren Teil



Bebauung des Areals, rechts unten: Heinrich Pesch Haus.



Modell mit Blick auf Heinrich Pesch Haus oben links.

der Siedlung. Die Verkehrsstraßen verlaufen um den Kern der Siedlung herum, Parkmöglichkeiten gibt es in dem im Norden gelegenen Parkhaus und den Parkplätzen im Süden.

Die die Mannheimer und Frankenthaler Straße umgebende Allee im Norden soll im Süden entlang des Fußwegs wiederaufgenommen werden. So entsteht eine Klammer, die das gesamte Gebiet umgreift und als eine Art Schutzhülle fungiert. Die Hauptachse bietet Übersichtlichkeit und Schutz und endet jeweils mit sozialen Anlaufstellen wie dem Jugendzentrum, beziehungsweise der Station der Sozialarbeiter und Streetworker.

Um den Verkehrslärm der Mannheimer Straße abzuhalten, ist das Parkhaus parallel zu dieser stark befahrenen Straße vorgesehen. Den Lärm der wesentlich ruhigeren Straßenbahn im Süden und den aus Südwesten kommenden Wind halten die im Süden des Areals vorgesehenen Alleebäume ab. Die Innenhöfe und der zentrale Platz sind von Gebäuden umschlossen, verkehrsfrei gestaltet und entsprechend ruhig.

Das an den Reiterhof angrenzende Naherholungsgebiet schützt die Wohnsiedlungen von den landwirtschaftlichen Aktivitäten und Gerüchen.

Die derzeit noch abgelegene, tiefergelegte Bahnhofstabelle „Heinrich Pesch Haus“ sollte ebenerdig verlaufen und eine Erschließung im Osten bilden. Eine solche Erschließung ermöglicht den direkten Zugang zur Hauptachse und zum Heinrich Pesch Haus.

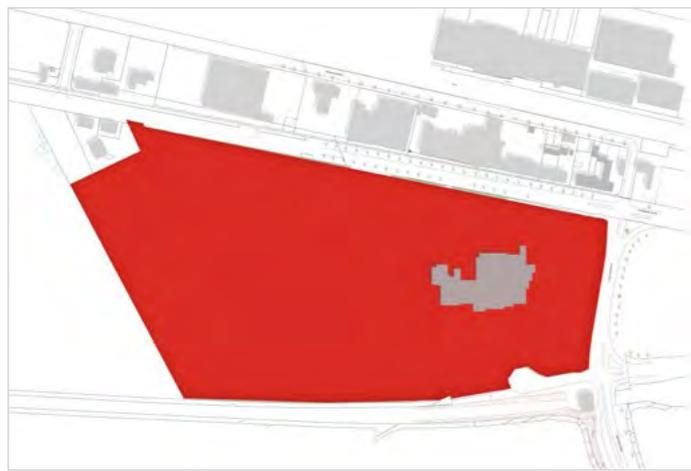


Detailansicht südliche Allee.

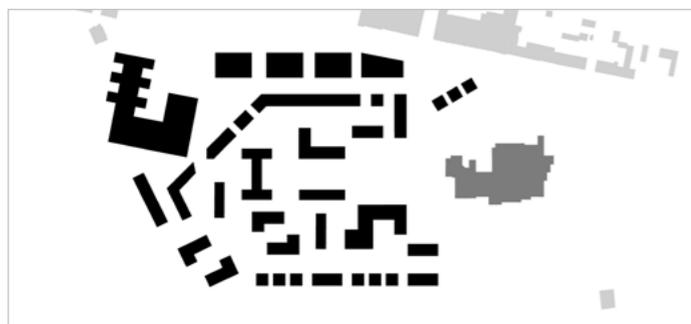
Beitrag der Gruppe 2

Bebauungs- und Raumkonzept

Das folgende Konzept soll die städtebaulichen und soziologischen Anforderungen für eine attraktive, gern frequentierte und angenehme Siedlung vereinen.



Planungsareal.



Schwarzplan mit geplanter Bebauung.

Die vorgesehene Baustruktur der Heinrich-Pesch-Siedlung stellt dabei eine Mischung verschiedener Baukörper und Formen dar. Geplant sind eine Blockbebauung zur Mannheimer Straße, eine Mischung von Zeilen- und Punktbebauung im Zentrum der Siedlung sowie Reihenhäuser mit kleinen Gärten in Richtung des offenen Feldes.

Die verschiedenen Gebäude haben aufgrund ihrer verschiedenen Funktionen unterschiedliche Höhen. So stehen zum Beispiel die Blöcke in Richtung der Mannheimer Straße etwas enger zueinander und sind höher geplant, um den Rest der Siedlung vom Lärm der Straße abzuschirmen. Das unterstützt außerdem den geplanten Blickbezug auf das offene Feld, das aus allen Richtungen zu sehen sein soll.



Modell Bebauung.

Ausarbeitung: Hüma Arli, Björn Hesemann, Laura von Heydebreck, Kevin Nimführ, Jacqueline Wirth, Thomas Witt



Bebauungsstruktur und die sie verbindenden Räume.



Das Zentrum der Siedlung bildet ein großer u-förmiger Platz mit direktem Blickbezug zum Heinrich Pesch Haus und einem öffentlichen Gebäude, in dem ein Kindergarten, ein Jugendzentrum und Räume für gemeinschaftliche Nutzungen Platz finden.

Der öffentliche Raum, also der Platz und die Räume zwischen den Gebäuden sollen eine hochwertige Aufent-

haltsqualität bieten. Hierzu sind ausgiebige Begrünungen, Kinderspielplätze, Wasserläufe und die Platzierung diverser Sitzmöglichkeiten vorgesehen.

Das komplette Gebiet der Siedlung wird durch eine einzelne hufeisenförmige Einbahnstraße erschlossen. Diese kann von der Mannheimer Straße angefahren werden und schließt an die Bayreuther Straße an. Durch das Einbahn-

straßensystem ist außerdem eine geringe Verkehrs- und Lärmbelastung gewährleistet. Der Rest des Geländes ist durch Fuß- und Fahrradwege zwischen den Gebäuden zu erreichen.

Eher am Rande angesiedelt ist das geplante Einkaufszentrum, das fußläufig von der Siedlung und per PKW von der Mannheimer Straße zu erreichen ist.

Weitere Flächen für gewerbliche Nutzung findet man in dem Abschnitt zwischen der hohen Blockbebauung und der Mannheimer Straße.

Integrative Maßnahmen

Unter Integration versteht man eine Eingliederung oder Verbindung vieler verschiedener Personen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit. Das bedeutet in unserem Fall eine Einbeziehung von Minderheiten in ein heterogenes großes Ganzes.

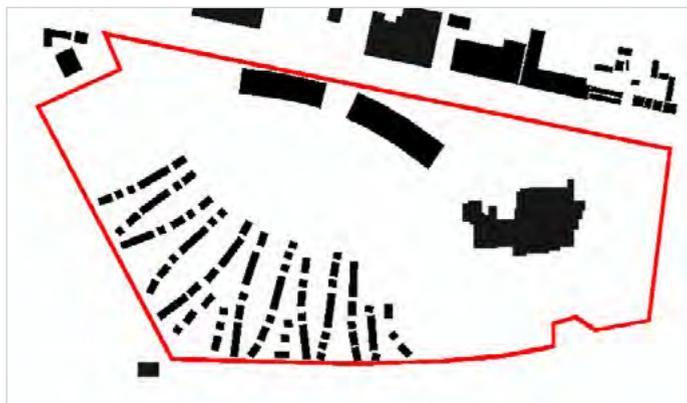
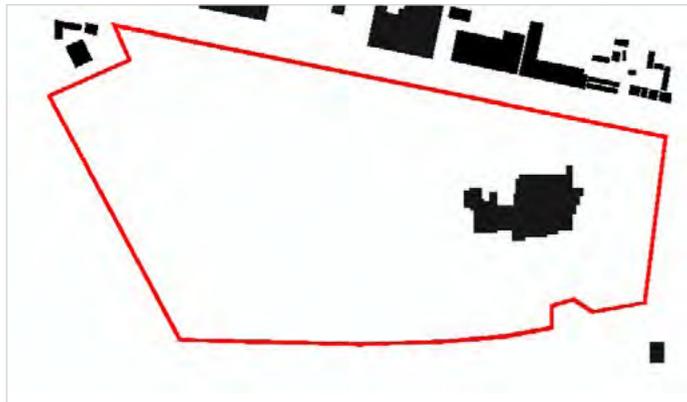
In dem angedachten Wohngebiet sollen verschiedenste Menschen leben, von denen maximal 30 Prozent aus sozialen oder kulturellen Randgruppen kommen. Um eine gute Durchmischung zu erzielen, haben wir angedacht, Wohnungen für verschiedene Preiskategorien zu schaffen, die zum einen durch die Lage und zum anderen durch die Größe (ca. 40 bis 120 Quadratmeter bei einem Quadratmeterpreis von ungefähr 5,30 Euro) geschaffen werden können. Für alte und behinderte Menschen ist Barrierefreiheit mit ebenerdigen Eingängen und Aufzügen für die höher-

liegenden Geschosse vorgesehen. Durch die Planung eines Kinder- und Jugendzentrums sollen junge Familien angezogen werden. Außerdem können in den dortigen Räumen öffentliche Veranstaltungen stattfinden. Die Eingliederung, Bildung und das Knüpfen zwischenmenschlicher Kontakte wird so gefördert.

Um das Quartier zu beleben, haben wir mehrere Orte für Begegnungen für die Anwohner vorgesehen. Zum einen ist hier der Platz zu nennen, der im optischen Bezug zum Heinrich Pesch Haus steht. Des Weiteren lockt ein Einkaufszentrum Besucher aus der Nähe an. Dieses Angebot schließt auch das aktuelle Defizit an Einkaufsmöglichkeiten der Bayreuther Siedlung. Durch die Ansiedlung weiterer gewerblicher Einrichtungen sollen außerdem neue Arbeitsplätze geschaffen werden.

Beitrag der Gruppe 3

Organischer Städtebau, Gemeinschaft und Integration waren die Leitgedanken bei der Entwicklung unseres Konzepts. Ziel der Ausarbeitungen ist es, die sich in dem neuen Quartier bildende Gemeinschaft zu fördern und gemeinsam mit dem Heinrich Pesch Haus integrative Hilfsangebote zu realisieren.



Schwarzplan vorher und nachher.

Ein gemischtes Wohngebiet ermöglicht die Integration aller Bewohner. Daher sind in der Bebauung bewusst unregelmäßig positionierte Ein- und Mehrfamilienhäuser entlang der Straße vorgesehen. Unterschiedliche Gebäudestrukturen wechseln sich ab, die Geschossigkeit beträgt zwei bis maximal drei Geschosse. Um das familiäre Gefühl einer fast dörflichen Gemeinschaft zu stärken, ist nur die Hauptstraße in zwei Richtungen befahrbar. Alle Seitenstraßen



Modell.

sind ausschließlich für die Bewohner gedacht und als Sackgassen angelegt. Alle weiteren Bereiche sind zu Fuß oder mit dem Rad zu erreichen.

Nördlich der Siedlung an der Mannheimer Straße entstehen zwei größere Gebäudekomplexe. Sie bieten Platz für Arztpraxen, eine Apotheke, eine Bäckerei, einen Supermarkt

sowie weitere Nahversorgungseinrichtungen. An dieser Stelle entstehen somit neue Arbeitsplätze. Die beiden Wohngebäude dienen zusätzlich als Schutz vor dem aus Norden kommenden Lärm durch Straße und Bahntrasse.

Die Haupteinschließung ist an die Frankenthaler Straße angebunden, die hinter der Lärmschutzbebauung im Süden der Siedlung entlangläuft und am derzeit noch vorhandenen Feldweg in Richtung Beyreuther-Straße endet.

Das neue Quartier ist nach Südwest ausgerichtet, sodass der Sonnenverlauf ganztägig eine angenehme Wohlfühlumgebung in den Wohnräumen bietet. Um auch den südlich ausgerichteten Wohnhäusern ein ruhiges Wohnen zu verschaffen, haben wir uns für einen Lärm-, Wind- und Sichtschutzwall entschieden, der die Geräusche der Straßenbahn verringert, den Wind abhält und zugleich Blickschutz vor den vorbeifahrenden Fahrgästen der Straßenbahn bietet. Um die Anbindung an die Bebauung zu verbessern, wurde die S-Bahnhaltestelle an die Südspitze der Siedlung verschoben.

Im Zentrum unseres Wohngebietes liegt ein großer Park, der zu Freizeitaktivitäten in Gruppen, aber auch in festgelegten Bereichen individuelle Freiheiten ermöglicht. Beispielsweise kann ein gemeinsamer Grillplatz das Gemeinschaftsgefühl stärken, auch der Spielplatz wird zum Treffpunkt.

Als besondere Attraktion und Rückzugsort dient ein See, der teilweise in den Park integriert wurde. Durch den See schaffen wir einen fließenden Übergang zwischen Bebauung und Natur. Menschen finden Ruhe, können sich



Lageplan mit Park.

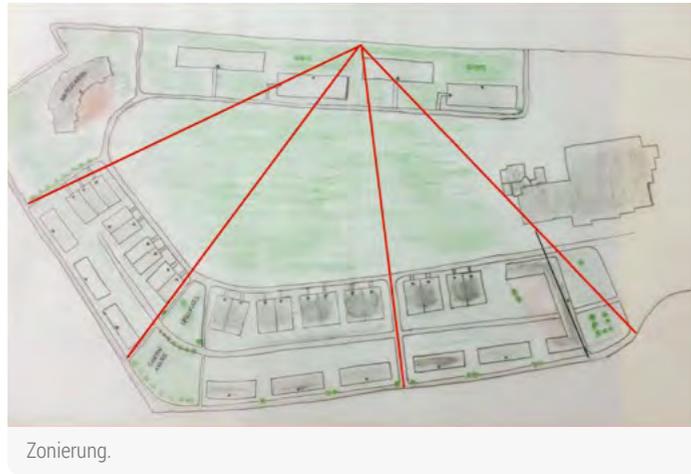
im Grünen entspannen und auf den Parkbänken die Umgebung genießen. Dieses Angebot ist sowohl für junge als auch ältere Menschen attraktiv.

Im nordwestlichen Teil unseres Wohngebietes befindet sich der Sportplatz mit verschiedenen Angeboten für Freizeitaktivitäten. Der Standort wurde bewusst gewählt, um die Ruhe im Park nicht zu stören. So können sich die Sportbegeisterten austoben, ohne Rücksicht auf Parkbesucher nehmen zu müssen. Im nordöstlichen Bereich unserer Siedlung läuft der Park am Heinrich Pesch Haus aus, wobei die bereits bestehenden Grünflächen erhalten bleiben.

Beitrag der Gruppe 4

Unser Ziel war es, in dem neuen Stadtquartier „Heimat durch Integration“ zu schaffen. Heimat ist ein Ort, mit dem man sich identifizieren kann, der eine vertrauensvolle Umgebung und Geborgenheit bietet.

Diese Faktoren haben wir in unserer Planung berücksichtigt. Um eine bestmögliche Integration der Bewohner zu erreichen, haben wir das Areal in drei Zonen aufgeteilt. Die neue Siedlung wurde aus der Sicht des Heinrich Pesch Hauses in drei Bereiche differenziert und zwar in Wohnen, Bildung und in ein gewerblich genutztes Gebiet.



In Zone 1 befinden sich die Wohnunterkünfte, also Wohnungen für Familien, ein Studentenwohnheim, Betreutes Wohnen sowie ein Pflegeheim. In Zone 2 sind die Bildungseinrichtungen wie Schule und Kindertagesstätte untergebracht, in Zone 3 ein Einkaufszentrum mit Supermarkt.



In der Mitte der Bebauungen befindet sich eine große Grünfläche, die als Treffpunkt für alle Bewohner gedacht ist. Hierbei durchmischen sich die verschiedenen Funktionen, die in den drei Zonen untergebracht sind. Außerdem gibt es Bereiche, die die Bewohner als individuellen Rückzugsraum nutzen können.

Orte der Kommunikation bieten die Chance, andere Bewohner des Quartiers kennenzulernen. Hierfür haben wir Orte geschaffen, an denen sich kleinere Gruppen treffen und austauschen können. Als öffentlicher Treffpunkt steht ein Café zur Verfügung.

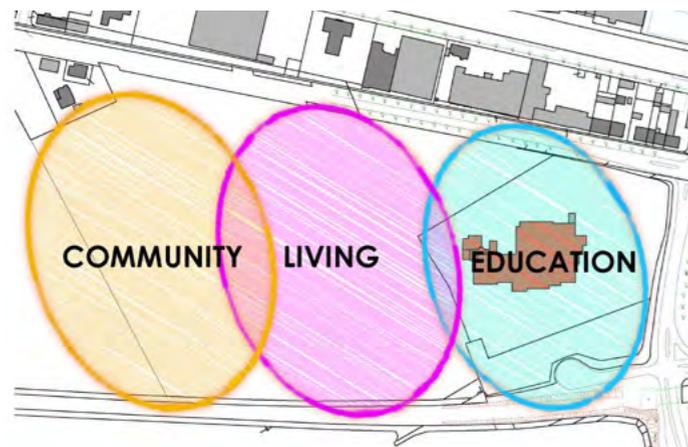
Mit Unterstützung der Studierenden und Dozenten der Hochschule Ludwigshafen war es uns möglich, eine Wohnsiedlung zu gestalten, die die Integration durch Gemeinschaft fördert, aber dennoch eine Balance zwischen Nähe und Distanz ermöglicht und so verschiedenen Menschen eine neue Heimat bietet.



Beitrag der Gruppe 5

Unser Vorschlag für die Entwicklung des Gebiets neben dem Heinrich Pesch Haus berücksichtigt die Werte und den Charakter dieser Einrichtung. Damit dies gelingt, haben wir bei der Planung besonderen Wert auf die drei Ziele Gemeinschaft, Bildung und Wohnen gelegt, die so zusammenwirken müssen, dass eine funktionierende und integrative Gemeinschaft entstehen kann. Hierfür ist eine ansprechend gestaltete, dem Menschen wohlthuende Umgebung wichtig.

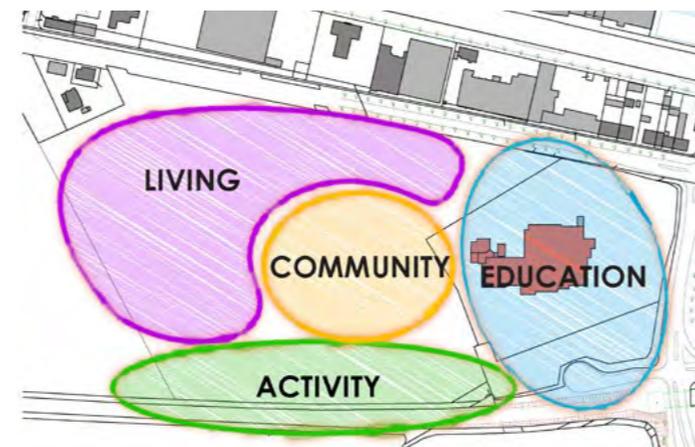
Bereits bei der Grobplanung des neuen Quartiers haben wir die drei Schwerpunkte Gemeinschaft, Bildung und Wohnen als Leitidee gesetzt. Das zur Verfügung stehende Areal wurde in drei Bereiche unterteilt, die so platziert sind, dass sie den Austausch zwischen den Menschen und verschiedenen Kulturen und Befindlichkeiten stärken, die Integration fördern und sich so ein Gefühl von Heimat entwickeln kann.



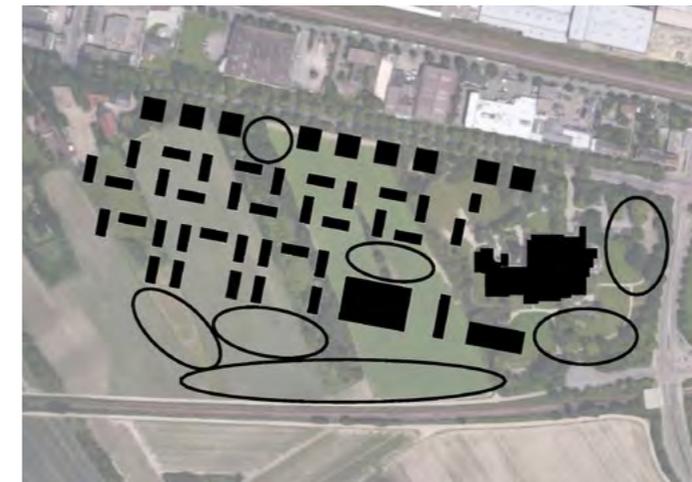
Zonierung Variante 1.

Den Bereich Bildung haben wir im direkten Umfeld des Heinrich Pesch Hauses angesiedelt, um auf diese Weise an die Bildungstradition des Hauses anzuknüpfen. Direkt daneben befindet sich der Wohnbereich, das Herz des Quartiers. Gleich daneben sind die Gemeinschaftseinrichtungen platziert. Die in der Mitte des Areals lebenden Menschen haben – so unsere Überlegung – auf diese Weise einen schnellen Zugang zu den Bildungsangeboten des Quartiers einerseits und den Gemeinschaftseinrichtungen andererseits. Die Überlappungen verdeutlichen, dass die Abgrenzung der Bereiche fluide ist und es immer wieder Überlappungen gibt.

Im Laufe des Workshops haben wir dann – auch aufgrund des Austausches mit den Studierenden anderer Hochschulen – dieses Grundkonzept modifiziert und den Gemein-



Zonierung Variante 2.



Schwarzplan.

schaftsbereich in das Zentrum des Quartiers gesetzt. Des Weiteren wurde ein Bereich für Aktivitäten ergänzt.

Auch in diesem neuen Plan gibt das Heinrich Pesch Haus der Ostseite des Areals seinen pädagogischen Charakter. Hier ist es möglich, einen Kindergarten sowie Spiel-, Schul- und Schulungsräume zu integrieren. Die vorhandene Parkfläche dient als Freiraum für die Weiterentwicklung des Bildungsraums, da wir davon ausgehen, dass die diese Angebote nutzende Gemeinschaft zunimmt.

Der Community-Bereich befindet sich nun zentral in der Mitte des Areals. Über einen Zugang zur Hauptstraße haben Menschen, die nicht im Quartier leben, die Möglichkeit, die vorhandenen Einrichtungen zu besuchen und zu nutzen. Auf diese Weise möchten wir die Interaktion zwischen den hier lebenden Mietern und anderen Bürgern fördern.

Legend

- Variation of living spaces
- Community buildings
- Educational buildings
- Recreational spaces



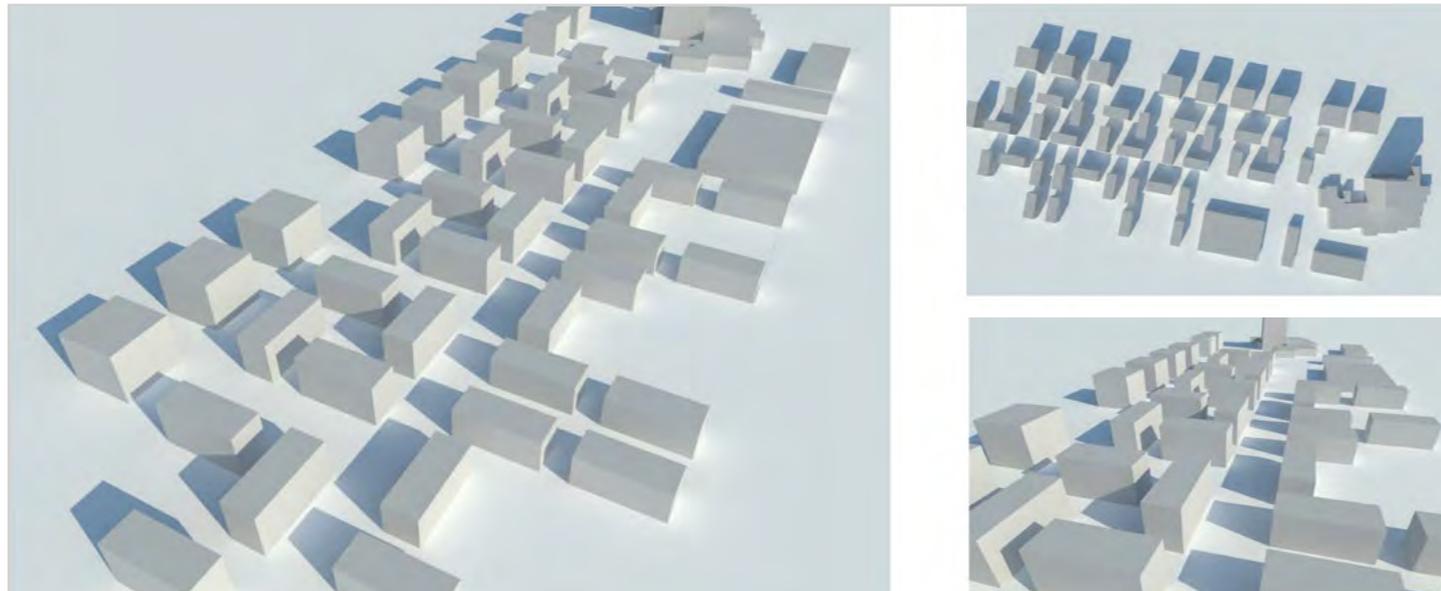
Im Westen des Geländes liegen die Wohngebäude. Hier haben wir drei Typologien von Gebäuden vorgesehen, die den Raum strukturieren.

Die Gebäudehöhen fallen von Nord nach Süd ab. In der ersten Reihe, direkt an der Mannheimer Straße, liegen fünfstöckige Gebäude. Im Erdgeschossbereich ist Platz für Gewerbe und kleine lokale Geschäfte. Die anderen vier Geschosse sind für Wohnungen vorgesehen.

In der zweiten Reihe sind viergeschossige Gebäude um private Höfe organisiert. Sie bieten Wohnraum für Studierende, kleine Familien und ältere Menschen. Bei dieser Bautypologie tragen die parkähnlich gestalteten Innenhöfe zur Integration und zum sozialen Austausch zwischen den Mietern bei.

Die nach Süden ausgerichteten viergeschossigen Gebäude sind für größere Familien mit Kindern gedacht. Die Wohnungen öffnen sich auf die große Fläche für

Aktivitäten im Süden. Diese umfasst Gemeinschaftsgärten, Radwege, Freizeitflächen und Bereiche für Bepflanzungen und Tiere. Der Raum bleibt nach Süden hin offen für die weitere Entwicklung und soll perspektivisch eine Brücke zu weiteren Siedlungsentwicklungen auf der anderen Seite der Bahngleise bilden. Die Bebauung wird ergänzt mit Angeboten für Aktivitäten, Bildung und gemeinschaftliche Erlebnisse. Auf diese Weise vitalisiert unser Konzept das Gebiet und ist ein Katalysator für funktionierendes, blühendes Quartier.



Bebauungen mit unterschiedlicher Geschosshöhe.



Modell.

Humanes Wohnen braucht Nischen des Wildwuchses

Kommentar von Antje Reinhard, Hochschule Ludwigshafen

Wenn wir auf die Objektebene zurückgehen, die die Studierenden aus Mainz vorgestellt haben, erinnern wir uns vor allem an Baukasten- oder Modulmodelle. Allen gemeinsam ist, dass sie sehr reduziert und strukturell flexibel sind, jedoch durch ihre Repetitivität uniform und wenig ästhetisch wirken. Im Ensemble braucht es daher Kontraste und die Möglichkeit des Individuellen, um aus einem guten Leben auch ein schönes Leben zu machen. Denn auch dies ist ein Teil von Heimat.

Die Studierenden aus Heidelberg sind hier meines Erachtens sehr sensibel vorgegangen. Sie haben sich überlegt, welche Zielgruppen es gibt, welche Bedürfnisse diese haben, welche Infrastruktur und welche Geschäfte es für ein lebenswertes Quartier braucht. An einigen Beispielen sieht man sehr schön, wie diese Aspekte miteinander in Verbindung gebracht wurden. So hat eine Gruppe zum Beispiel die Wohnungen älterer Menschen in der Nähe von Geschäften vorgesehen, um kurze Wege für die Versor-



gung sicherzustellen. Andere haben die Wohnhäuser für Familien mit Kindern in der Nähe der Gemeinschaftsflächen für Natur und Sport oder des angrenzenden Feldes angesiedelt.

Wichtig sind hier auch die vorgesehenen Öffnungen des Quartiers zu den benachbarten Quartieren. Keine Inselösung also, keine Gated Community, sondern Offenheit zum Wohnumfeld als konstitutives Element für die weitere Entwicklung eines Ensembles.

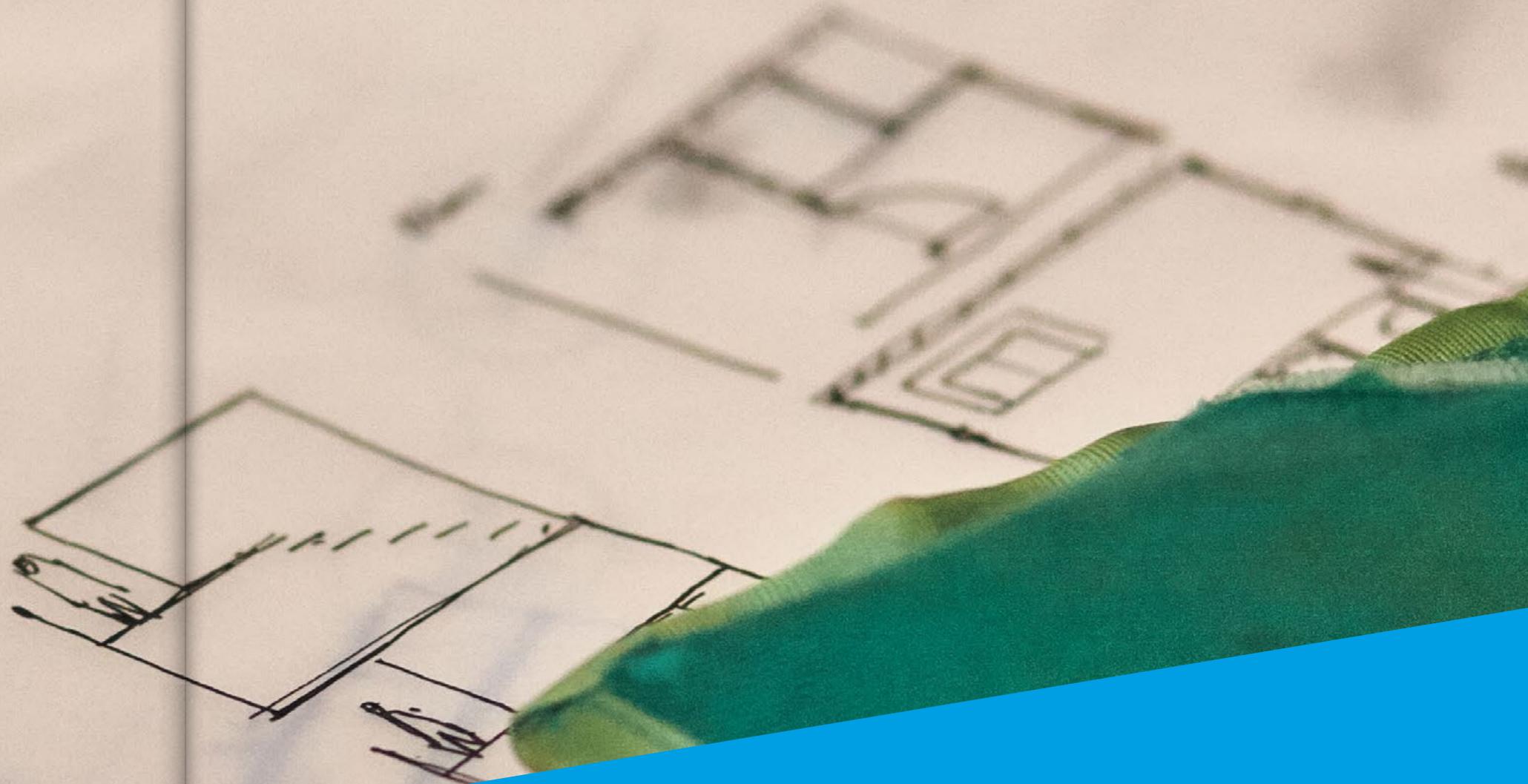
Auch an Attraktoren für von außen Kommende wurde gedacht, zum Beispiel an gewerbliche Flächen oder gemeinschaftlich gestaltbare Räume für Sport und Kultur, Orte für soziokulturelle Begegnungen, etwa durch Angebote zum gemeinsamen Musizieren oder Kochen.

Lebendiges, das die Repetitivität der Objektebene besonders gut konterkariert, fand sich ebenfalls in den Vorschlägen:

Plätze, an denen Tiere ein Zuhause finden zum Beispiel oder Elemente wie Urban Gardening.

Zu kurz gekommen ist für mich das Nachdenken über die notwendigen Grenzen der Gestaltung. Mir fehlte es an offen bleibenden Räumen, die nicht bereits funktional ausdifferenziert sind, an Räumen, die vom Zufall bespielt werden dürfen, in denen das nicht Planbare entstehen kann. Humanes Wohnen braucht Nischen des Wildwuchses, die es den Bewohnern und Nutzerinnen ermöglichen, ihr Quartier selbst weiterzudenken, es immer wieder anders zu interpretieren und es zu verändern. Menschen kommen und gehen, und mit ihnen wechseln die Visionen vom guten und schönen Leben. Gestaltung darf nicht stillstellen. Um es mit Friedrich Nietzsche zu sagen: Wenn ich mich bewege, verändert sich die Welt.

Alte



Quartier: Ein städtebauliches Konzept

Quartier – ein städtebauliches Konzept

Innere Peripherie als Chance für die Stadtentwicklung

Die moderne Stadt ist als Summe ihrer Geschichte ein Konglomerat verschiedener auf sich selbst bezogener und isoliert gewachsener Stadtquartiere. Eine solche Fragmentierung der Stadt in Quartiere ist auch in Ludwigshafen zu beobachten. Insbesondere in den Randbereichen der Stadt fehlt es an Verbindungen zu benachbarten Wohnquartieren, zum Beispiel in Form von Brücken, Fuß- und Fahrradwegen. Häufig trennen große Straßen, Bahngleise und Brachflächen die verschiedenen Wohnquartiere und verhindern ein räumliches und soziales Zusammenwachsen.

Eine Verbesserung dieser Situation bietet das Bauen im Kontext, mit Sensorik für die Randbedingungen, räumlich und soziokulturell. Es ist die Aufgabe von Architekten und Stadtplanern, die Entscheider hierfür zu sensibilisieren, um funktionierende Städte zu bauen, die die soziale Durchmischung und Durchlässigkeit verbessern und zu einer größeren Identifikation der Bewohner mit ihrer Heimat, ihrem „Kiez“, führen.

Am Beispiel des Areals beim Heinrich Pesch Haus analysierten die Master-Studierenden aus Kaiserslautern, welcher Mehrwert für die Stadt sich durch ein solches Quartier und seine Vernetzung und Verknüpfung mit angrenzenden Quartieren und Arealen erzielen ließe. Das Areal ist aufgrund seiner Lage als innerstädtische Ressource anzusehen, wenn es gelingt, das dort entstehende Quartier an Ludwigshafen West und Oggersheim anzubinden. Auf diese Weise könnte es gelingen, den Organismus „Stadt“ neu zu beleben und seine Potenziale auszuschöpfen.



Verfasser

Prof. Dipl.-Ing. Rolo Fütterer

Hochschule Kaiserslautern

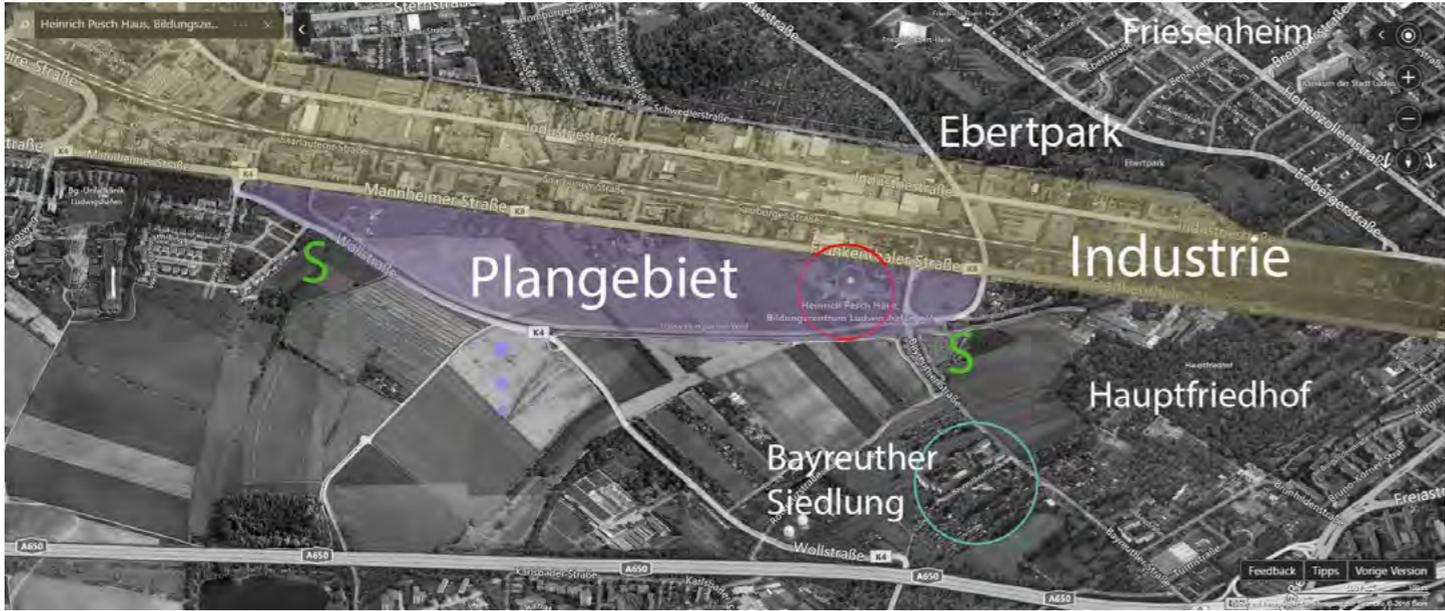


Bestandsanalyse

Das Plangebiet ist ein großes, unbebautes, derzeit agrarisch genutztes Gelände, das sich vom Heinrich Pesch Haus ausgehend Richtung Westen erstreckt. Im Süden ist es durch eine Straßenbahntrasse begrenzt, die Haltestellen befinden sich am westlichen und östlichen Ende des Plangebiets. Die Gegend ist unbelebt. In der Nähe befinden sich ein Reiterhof, im Norden entlang der Mannheimer Straße Gewerbeansiedlungen und im Süden die Bayreuther Siedlung, ein sozialer Brennpunkt ohne Wohnqualität. Hier sind in sogenannten Notunterkünften Wohnungslose sowie einige Asylbewerber untergebracht.

Das Areal wirkt wie eine Insel, abgekapselt von den in der Nähe liegenden Stadtteilen.

Leitgedanke dieses Konzeptes ist es, eine Verbindung mit diesen herzustellen und so das neu entstehende Quartier besser in die Stadt zu integrieren. Hierzu erforderlich ist ein Angebot von qualitativ gutem, aber bezahlbarem Wohnraum, öffentliche Raumbereiche mit attraktiven Angeboten wie ein Kulturzentrum oder Sporteinrichtungen zur Stärkung der Gemeinschaft, also Angeboten, die attraktiv für die Bewohner des Quartiers sind und zugleich Menschen von außerhalb anlocken.



Verkehrssituation

Um die Anbindung an benachbarte Wohngebiete im Norden zu verbessern, sieht das Konzept vor, eine Verbindung durch bestehende Flurstücke in Richtung Ebertpark im Nordosten und in Richtung des bestehenden Wohngebiets im Nordwesten zu schaffen. Diese Verbindungen sind vor allem für Fußgänger und Fahrradfahrer gedacht, um das Gebiet nicht mit noch mehr Straßenverkehr zu belasten.

Handlungsbedarf besteht bei den beiden Haltestellen der Straßenbahnlinie, die das neue Quartier an die Innenstadt anbindet. Diese liegen unter der Erde und sind Angsträume, die eine Nutzung des ÖPNV vor allem abends und nachts schmälern und so Teile der Bewohnerschaft in ihrer Mobilität eingrenzen.



Infrastruktur

Nutzungsangebote wie Bildung, medizinische Versorgung, Nahversorgung, Gastronomie und Freizeitangebote steigern die Attraktivität eines Quartiers. Diese Angebote sollen in das Plangebiet integriert werden, um zu verhindern, dass eine Schlafstadt entsteht und die Versorgung in andere Teile

der Stadt ausgelagert wird. Quartieren mit einer funktionierenden Infrastruktur gelingt es besser, die Bewohner langfristig zu halten und Heimat entstehen zu lassen.



Leitbegriffe

In Kooperation mit den Studierenden der Hochschule Ludwigshafen wurden Leitbegriffe entwickelt, die für die Ausgestaltung dieses Quartiers wichtig sind und die in dem Entwurf Berücksichtigung finden sollten.

Die Leitbegriffe tragen dazu bei, die Ausgestaltung des Areals immer wieder auf den Prüfstand zu stellen und zu gewährleisten, dass die gewünschte Interaktion und Integration in der Praxis gelingen kann.

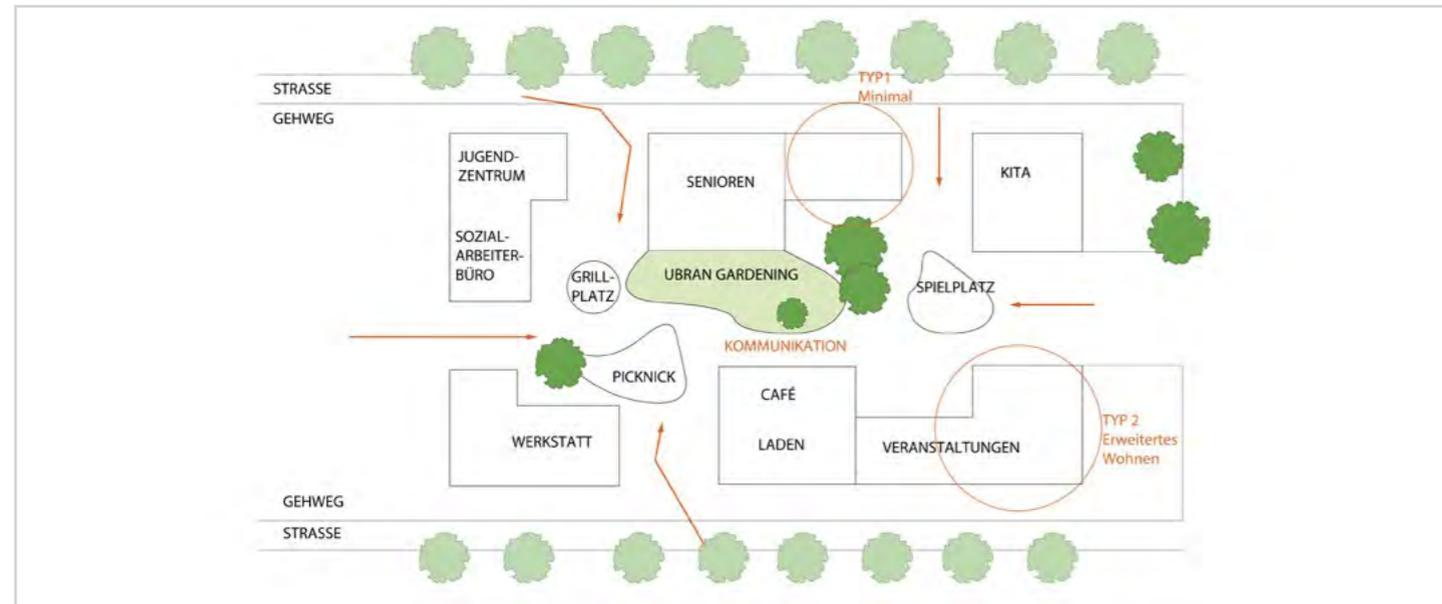


Rahmenplan

Der Rahmenplan, der im nächsten Schritt ausgearbeitet wurde, sieht eine Bebauung mit offener Blockstruktur und Innenhöfen vor. Durch die Öffnungen und Durchbrüche entstehen Blickbezüge zwischen den verschiedenen Blocks, sodass denkbaren Abschottungen verschiedener Bewohnergruppen entgegengewirkt wird.



In den Innenhöfen gibt es gemeinschaftsfördernde Angebote wie Urban Gardening, Freizeitflächen, Sitzecken und Treffpunkte, Angebote für Kinder, Jugendliche und Senioren, eine Werkstatt sowie Veranstaltungsräume für die anderen Bewohner. Die Angebote sind blockübergreifend angelegt, sodass die Bewohner zwischen den Innenhöfen wechseln



Struktur einer Blockbebauung mit Durchbrüchen und verschiedenen Angeboten für Bewohner in den Erdgeschosszonen.

müssen, um in den Genuss der verschiedenen Angebote zu kommen. Auch dies wirkt einer Abschottung entgegen und schafft vielfältige Möglichkeiten, Kontakte mit anderen Bewohnern zu knüpfen. Im Ergebnis soll eine bessere Durchmischung der Bewohnergruppen und Generationen erreicht werden. Zusätzlich sind Räumlichkeiten für Sozialarbeiter und Pflegedienste vorgesehen, die es ermöglichen, ortsnahe für die Bewohner da zu sein.

Ein großer zentraler Platz bildet den Mittelpunkt des Quartiers. Hier ist Raum für ein Kulturzentrum, Bildungsangebote

sowie Gastronomie. Außerdem sind Sportanlagen vorgesehen. Vorgesehen ist, dass im Quartier der Autoverkehr nur begrenzt möglich ist. Stellplätze für eigene PKW sind nur in den Tiefgaragen vorgesehen. Aus den Ideen des Green Living haben wir daher den Park um das Heinrich Pesch Haus herum übernommen und um die Einrichtung einer Fahrradstation und eines Carsharing-Angebots ergänzt. Die Bebauung des Geländes ist nach Süden hin geöffnet und durchlässig für Anschlussbebauungen.

Soziales Konzept

Die Verantwortlichen des Heinrich Pesch Hauses haben in ihrer Ideenskizze zum Quartier sehr verschiedene Bewohnergruppen vorgesehen, zu denen vor allem sozial benachteiligte Menschen zählen.

Diese Vielfalt zu einer Einheit zu verbinden, kann über die verschiedenen Einrichtungen und ihre Angebote erreicht werden. Sinnvoll wäre aus unserer Sicht ein sozialer Träger, der sich für die Koordination der verschiedenen Einrich-

tungen verantwortlich zeichnet und für eine optimale Vernetzung sorgt. Auch die Kommunikation, die Schaffung von Arbeitsplätzen und die Weiterentwicklung des Sozialkonzeptes für das Quartier liegen in den Händen dieses Trägers. Durch diese einfache und auch für die Bewohner transparente Struktur ist ein wichtiger Beitrag geleistet, die Kommunikation und Interaktion zwischen den Bewohnergruppen zu fördern.

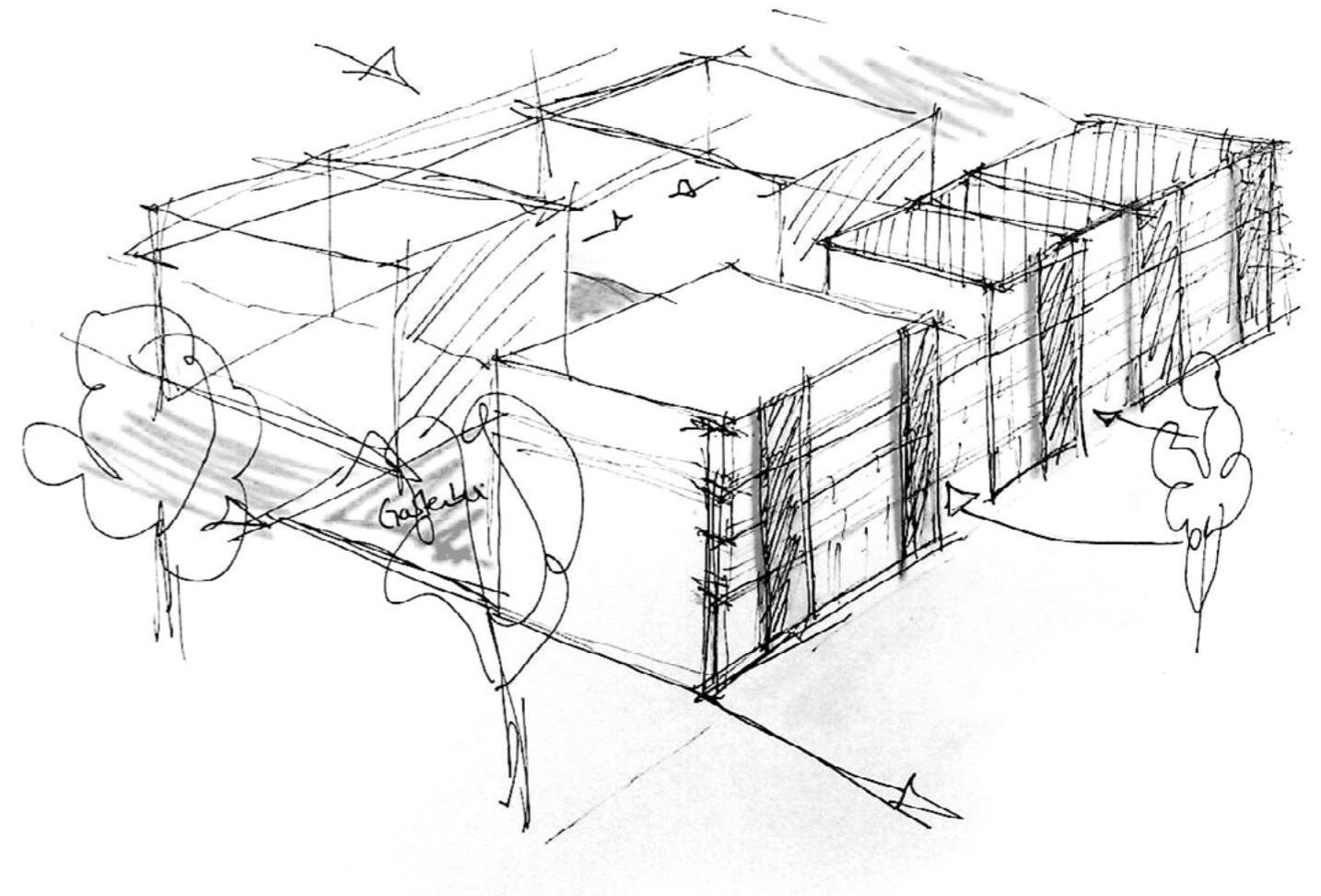


Wohnungstypen

Hinsichtlich der Wohnungszuschnitte sind Beispiele wie die von der Hochschule Mainz (vgl. Seite 66 bis 93) präsentierten Ideen denkbar.

Unser Konzept verdeutlicht, dass Heim@rt bauen

- » eine Vision des Zusammenwohnens und Zusammenlebens braucht,
- » auf den drei Ebenen Objekt, Ensemble und Quartier verläuft und
- » nur ein Zusammenwirken aller Planungsebenen zum Gelingen eines funktionierenden und lebenswerten Quartiers beitragen kann.



Und am Ende entsteht ein Quartier ...

Prof. Dr. Wolfgang Krieger, Hochschule Ludwigshafen

Den Studierenden aus Kaiserslautern ist es gelungen, von der Makroperspektive ausgehend – orientiert an ihren Leitbegriffen – alles auf der Mikro- und Mesoebene Ange-dachte gelingend zusammenzubringen. Vieles, was wir bei den Studierenden der Hochschulen Mainz und Heidelberg gesehen haben, wurde aufgenommen und gut ausbalanciert: die Öffnung der Räume hin zu den anderen Stadtquartieren, das Nebeneinander von öffentlichen, gemeinschaftlich genutzten und privaten Räumen, das Soziale und das Individuelle.

Damit die Chance auf Integration städtebaulich befördert wird, muss über alle Planungsebenen hinweg an den Raum für Kommunikation, an Gelegenheiten für Begegnung und Verweilen, aber auch an Rückzugspotenziale und Nischen zur Kleingeselligkeit gedacht werden. Die Konzepte der Studierenden sehen vor, Gebäudekomplexe mit Durchbrüchen zu öffnen, frei zu machen für den Blick nach drinnen und draußen, mit Innenhöfen etwa gemeinschaftliche halböffentliche Räume zu schaffen, in denen Begegnung und Verweilen wahrscheinlich werden. Aber sie reservieren beispielsweise auch das Erdgeschoss für die öffentlichen und sozialen Anliegen und schaffen zugleich so auch den Bedarf, Wege zu gehen im öffentlichen Raum, um die Ange-

bote wahrnehmen zu können. „Integration braucht auch Bewegung“, kann man sagen.

Wenn wir über das Quartier nachdenken, denken wir zugleich über das Quartier hinaus und zwar in beide Richtungen: Bei der Entwicklung eines neuen Quartiers kann man zum einen feststellen, was es außerhalb dieses Quartiers gibt und welche Bedarfe von dort bedient werden können. Zum anderen gilt es, Bedarfe außerhalb des neuen Quartiers wahrzunehmen und Lösungen hierfür in den Planungen für das Quartier zu finden. Auf diese Weise entstehen individuelle und kollektive Verbindungen und Bindungen, es entsteht Bewegung zwischen den Quartieren und dies wiederum verringert soziale Verkapselung und Vereinsamung. Das ist der sozial-kommunikative Aspekt von „Bauen im Kontext“.

Wie es funktionieren kann, zeigen die vielen Ideen: neue Verkehrswege, Transfer von Leistungen, Anbindung an Quartiere wie die Bayreuther Straße, Auflösung schwieriger Situationen wie der derzeitigen Straßenbahnhaltestellen, die beängstigend wirken.

Auf der Binnenstruktur wiederum sind viele Versorgungsfragen für die verschiedenen Bewohnergruppen

aufgetaucht. Was kann man für diese Gruppen im Quartier tun, was für andere Quartiere mittun? Auf diese Weise ist das soziale Konzept gut umgesetzt.

Das Ergebnis zeigt: Die Zusammenarbeit und der Austausch ist wichtig. Hier in den Workshops ist das in der Zusammen-

arbeit von vier beteiligten Hochschulen sehr gut gelungen. Solche spannende Kooperationen wünsche ich mir mehr in der täglichen Arbeit von Architektur, Städtebau und Sozialwesen.



Zusammenfassende Bemerkungen

Prof. Dipl.-Ing. Rolo Fütterer, Hochschule Kaiserslautern

Die fünfte Sommerakademie Architektur hat uns in die Randbereiche der Stadt Ludwigshafen und – mit dem Besuch der Bayreuther Straße – in die Extrembereiche am Rand der Gesellschaft geführt. Daraus entwickelte sich in diesem Jahr eine besondere Fürsorge in der Bearbeitung der Aufgabe und des Ortes.

Der Ort, mit dem sich Architekten und Stadtplaner bei einer Aufgabe beschäftigen, ist gerade in der Peripherie von Städten eine der komplexesten und herausforderndsten unserer Zeit. Denn in der inneren Peripherie von Städten finden wir Räume, die nicht geplant, sondern einfach passiert oder übrig geblieben sind. Solche Orte verdienen es, in einen besser geordneten Kontext zu kommen. Das gilt auch für das Gelände beim Heinrich Pesch Haus, mit dem sich die Studierenden in diesem Jahr befassten.

Wie erging es mir bei dieser fünften Sommerakademie Architektur?

Zum Ersten habe ich mich durch die enge Zusammenarbeit mit den Studierenden meiner Hochschule, also der Hochschule Kaiserslautern, sehr jung gefühlt – und angesichts des Selbstvertrauens dieser jungen Menschen manchmal auch sehr überflüssig. Das freut mich – und ich hoffe, einen

Teil dazu beigetragen zu haben, dass dieses Selbstvertrauen sich im Studium entwickeln konnte.

Zum Zweiten ist mir bei der Gruppe von der Hochschule Mainz, die sich mit minimiertem Bauen und Modulen befasste, aufgefallen, dass der „Aggregatzustand“ als Europäer überall wiederzuerkennen war. Tatsache ist: Eine Diskussion über Wohnraum, wie wir sie hier führen, wäre zum Beispiel in Japan eine andere. Dort gibt es kein abgetrenntes Schlafzimmer, sondern der Wohnraum ist auch Schlafraum, indem der Futon ein- oder ausgerollt wird. Auch wenn wir uns als Europäer und unserem Verhaltenskodex enttarnen, ist es durch das Wissen, dass es auch anders funktionieren kann, möglich, die gewachsenen Grenzen zu überschreiten, weiterzuwachsen und anderes zu erfinden.

Zum Dritten stellte sich mir die Frage nach dem wirklich Wichtigen. Früher waren wir Menschen mit wenigen Dingen unterwegs und SIND damit weit gekommen. Das hat sich heute geändert. Wir Europäer besitzen sehr viel, darunter auch viele Luxusprobleme. Doch was wirklich wichtig ist, diese Frage sollten wir uns angesichts der aktuellen Entwicklungen tatsächlich häufiger stellen und nach Antworten suchen.

Ebenfalls auffällig war für mich die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis. Wir versuchen zum Beispiel seit Jahren, Wildtiere in ein von uns entwickeltes Gebiet zu locken. Es war begeisternd, heute zu beobachten, wie mühelos komplexe und komplizierte Dinge gedacht und erzählt wurden. Ich wünsche allen die Stärke, im eisigen Wind der DIN-Normen oder der Bundesemissionsschutzverordnungen das kreative Potenzial, das in diesen Tagen überall spürbar war, zu bewahren.

Das Innen bedingt das Außen – auch das wurde bei dieser Sommerakademie Architektur deutlich. Dualismen begleiten uns allenthalben, der von Individuum und Kollektiv, der von Ordnung und Wildheit. Im Städtebau unterscheiden wir definierte und nicht definierte, kodierte und nicht kodierte Räume. Das Spannungsfeld zwischen diesen Polen ist für uns als Anregung zu verstehen, als Ermutigung, Architektur und Städtebau anders anzugehen.

Und noch eine Bemerkung zum Raum: Wir haben bei dieser Sommerakademie stärker denn je den Raum auch als sozialen Raum begriffen und damit den Raum des Planers erweitert. Dass dies so gut gelungen ist, verdanken wir Herrn Professor Krieger, Antje Reinhard und den Studierenden der Hochschule Ludwigshafen.

Wir Planer verwandeln Nichtstoffliches in Stoffliches, denn letztlich wird vieles, was wir planen, tatsächlich gebaut. Wichtig ist es meines Erachtens, dass Ethik zu Raum wird und nicht Profit. Denn mit einer ethischen Komponente bekommen wir bessere Stadträume und bessere Privaträume.

Form follows Values – und dabei müssen wir uns bewusst sein, dass jeder Planer seine Werte selbst definiert. Wichtig zu wissen ist, dass jeder an seinen Werten und an seiner eigenen Ethik wachsen und sie für die Zukunft bewahren kann.

Mein Dank, auch im Namen der anderen Dozenten und aller Teilnehmer der Sommerakademie Architektur, geht an den Veranstalter. Das Arbeiten in diesem Kontext, impulsiv wild und scheinbar ungeordnet, kann eine Hochschule nicht simulieren und ist etwas ganz Besonderes.

Bildquellen:

- S. 9 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Signatur: ISG_S7V61548, Hauptbahnhof Frankfurt von Osten, 1888, Fotograf: Carl Friedrich Mylius
Frankfurt am Main Hauptbahnhof, vom Dach des Maintower. Lizenziert unter Raimond Spekking / CC BY-SA 4.0 über Wikimedia Commons, 2003
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_am_Main_Hauptbahnhof_von_oben.jpg
Frankfurt am Main: Stadtansicht von der Deutschherrnbrücke. Lizenziert unter Schlurche (talk) derivative work: Dontworry über Wikimedia Commons
<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt-Skyline-von-Deutschherrnbr%C3%BCcke-2-a.jpg>
- S. 10 Cliff House, ca. 1901. <http://www.laboiteverte.fr/the-cliff-house-san-francisco-1896-1907/cliff-house-san-francisco-01/>
Cliff House 1941 (oben) und 2009 (unten). Fotograf unbekannt über Wikimedia Commons
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cliff_House_Comp.jpg
- S. 12 Frankfurter Paulskirche. Fehrenz/F1online Nr. 173513
- S. 13 Das Technische Rathaus Frankfurt. Lizenziert unter Dontworry / CC BY-SA 3.0 über Wikimedia Commons
<https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/c/ca/Technischesrathaus-ffm001.jpg/320px-Technischesrathaus-ffm001.jpg>
- S. 14 Bremer Marktplatz mit Rathaus, Dom und Haus der Bürgerschaft. BTZ_2062_Marktplatz - Rathaus, Dom, Bürgerschaft.tif, Copyright: Titus Czerski / BTZ Bremer Touristik-Zentrale
- S. 15 Guggenheim-Museum Bilbao. Foto: Matthia Hammer, Berlin
- S. 16 Hotelhochhaus in Travemünde. Monika Speith / Alamy Stock Foto
Das neue Gebäude der Universitätsbibliothek in Bilbao. Lizenziert unter Viejo sabio / CC BY 2.0 über Wikimedia Commons
https://de.wikipedia.org/wiki/Universidad_de_Deusto#/media/File:Nueva_Biblioteca-CRAI.jpg
- S. 17 Campo Santa Margherita, Venedig. Google Maps (bearbeitet)
- S. 22 Mieterfest. GAG Ludwigshafen
- S. 26 Die Architekten Otto Bartning (links) und sein Kompagnon Otto Dörzbach (rechts) 1959 im Schwarzwald, Bild: Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch
- S. 27 Entwürfe Sternkirche 1922, nicht realisiert. Bilder: Hans K. F. Mayer, Der Baumeister Otto Bartning und die Wiederentdeckung des Raumes, Heidelberg 1951, S. 35 + 33
Konstruktion und Fassade der Sternkirche Essen. Bild 1: Bredow / Lerch, Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983, S. 108. Bild 2: Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch
Schnitt Stahlkirche Essen. Jürgen Bredow, Helmut Lerch: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983. S. 105
Stahlkirche Essen. Jürgen Bredow, Helmut Lerch: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983. S. 106
- S. 28 Innenansicht der Stahlkirche Köln 1928. Bild: Hans K. F. Mayer, Der Baumeister Otto Bartning und die Wiederentdeckung des Raumes, Heidelberg 1951, S. 53
Notkirche „Hohe Luft“, Hamburg. Bilder: Bredow / Lerch, Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983, S. 76
- S. 29 Melanchthon-Kirche, Ludwigshafen. Bild: Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch
Innenraum der Melanchthon-Kirche Ludwigshafen. Bild: Prof. Dr.-Ing. Helmut Lerch

- In vier Schritten zur Notkirche. Jürgen Bredow, Helmut Lerch: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983. S. 75
Die vier Typen der Notkirche. Bild: Bredow / Lerch, Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983, S.125/126
- S. 31 Hemshof-Kolonie, erbaut ab 1872. Werner Appel
- S. 32 Lenaublock, erbaut 1912. Werner Appel
- S. 33 Wohnkomplex der Baugenossenschaft für das bayerische Verkehrspersonal, erbaut 1911. Stadtarchiv Ludwigshafen
Die ersten Siedlungshäuser in der Gartenstadt, erbaut 1914. Werner Appel
- S. 34 Wislicenusblock der BASF, erbaut 1918–1920. Stadtarchiv Ludwigshafen
- S. 35 Aschantidorf der BASF, erbaut ab 1921. Stadtarchiv Ludwigshafen
Hohenzollernhöfe der BASF, erbaut 1921–23, Modernisierung läuft seit 2010. Werner Appel
- S. 36 Bebauung der Genossenschaft Gartenstadt aus dem Jahr 1920. Werner Appel
Wohngebäude der Reichsbahn-Baugenossenschaft, erbaut 1926. Werner Appel
- S. 37 Lückenbebauung in der Schopenhauerstraße, 1922/23. Sternlieb, 10 Jahre GAG, 1930
- S. 38 Beispiele für Lückenbebauung, das Finkennest aus der Vogelperspektive. Sternlieb, 10 Jahre GAG, 1930
Finkennest, erbaut 1925/26. Werner Appel
- S. 39 Ostmarksiedlung, erbaut 1938. Werner Appel
- S. 40 GEWOG-Siedlung in Edigheim, erbaut 1960–62. Peter Wagner, Bad Dürkheim (im Stadtarchiv Ludwigshafen)
- S. 41 Großwohnsiedlung Pflingstweide, 1968–1973. Peter Wagner, Bad Dürkheim (im Stadtarchiv Ludwigshafen)
- S. 42 Hochwertiges Wohnquartier Rheinufer Süd. Stadt Ludwigshafen, Joachim Werkmeister
- S. 45 Wohngebäude Ernst-Reuter-Siedlung. GAG Ludwigshafen
- S. 46 Wohngebäude Ernst-Reuter-Siedlung. GAG Ludwigshafen
- S. 47 Inschrift. GAG Ludwigshafen
- S. 49 Stadt Ludwigshafen
- S. 51 Stadt Ludwigshafen
- S. 53 Heinrich Pesch Haus, Eingang. Heinrich Pesch Haus
- S. 99 Heinrich Pesch Haus. Heinrich Pesch Haus

Fotografien der Sommerakademie Architektur 2016: Sven Biedermann.

Trotz größter Sorgfalt kann ein Bild aus anderen Quellen stammen. Sollte Ihnen dies auffallen, setzen Sie sich bitte mit uns in Verbindung.



Fünfte Sommerakademie Architektur Heim@rt: Bauen ist eine Kunst

Wie entsteht Heimat? Wie sollten Quartiere und Wohngebäude gestaltet sein, damit ihre Bewohner sich heimisch fühlen? Und wie interagieren Orte und Menschen? Für den Frankfurter Architekten Zvonko Turkali lautet die Antwort: „Heimat und Bauen hängen eng zusammen. Heimat ist immer mit einem Ort verbunden. So auch das Bauen. Anders gesagt: Ohne Ort kein Bauen und keine Heimat.“

Studierende von vier Hochschulen haben sich 2016 mit dem Thema „Heimat und Bauen“ befasst. Nicht theoretisch, sondern ganz praktisch, indem sie Pläne schmiedeten für ein noch unbebautes Gelände in Ludwigshafen, auf dem ein neues, nachhaltig funktionierendes Stadtquartier entstehen soll. Hier sind ihre Ideen – von der Ausgestaltung der Gebäude, über ihre Anordnung auf dem Areal bis hin zu Verbindungen mit den umgebenden Stadtteilen.

ISBN 978-3-00-055241-0